

2,00 DM / Band 769
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16

BASTEI

NEU

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 9,00 / Italien L 2300 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 200



Das Rätsel der schwarzen Madonna

John Sinclair Nr. 769

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 30.03.1993

Titelbild von Josh Kirby

Sinclair Crew

Das Rätsel der schwarzen Madonna

Es war einer der ersten Herbststürme dieses Jahres, die über das Land fegten, kalten Regen mitbrachten und wütend an den Blättern der Bäume zerrten. Vereinzelt wurden sie zum Spielball der Natur, so wie die schmale Gestalt des jungen Mädchens, das sich durch den Sturm kämpfte.

Sie ignorierte den Wind und die düsteren Wolken, die unheilschwanger heraufzogen. Sie wußte, daß ihr Weg in die Einsamkeit führte. Dort würde sie wieder *den* Mut bekommen, der für ihre weitere Zukunft so wichtig war.

Sie hieß Elenor Hopkins.

Für ihre sechzehn Jahre war sie zu klein und schwächlich. Ein blasses Gesicht wurde von rötlichblonden Haaren umrahmt, die sich jetzt im Wind wie ein struppiges Fell bewegten.

Elenor trug einen dünnen Mantel. Der Regen hatte ihn schon völlig durchnässt, doch das störte sie nicht. Ebensowenig wie der schlammige Weg, der nach der langen Trockenheit zu einer Rutschbahn geworden war.

Die Tropfen hämmerten wie kleine Eispickel auf die Natur nieder. Sie prasselten auf das durch den heißen Sommer vertrocknete Gestrüpp, als wollten sie sich mit gewaltigen Schlägen für die vergangene Hitze rächen.

Der Wind spielte mit einem alten Lattenzaun, der das Gelände hinter dem Gebäude begrenzte, das sich wie ein finsterer Klotz aus den dichten Regenschleiern hervorhob.

Elenor wußte, daß sie nur noch wenige Schritte zu gehen hatte, bis sie in Sicherheit war. Sie drückte ihren Kopf noch tiefer. Wasser rann ihr in die Augen und in den offenen Mund, wo es einen bitteren Geschmack hinterließ. Es war nicht abzusehen, wann der Wind endlich nachlassen würde. Im Gegenteil, er schien sogar immer wütender zu toben. Er fegte heulend um die Kapelle und erzeugte dabei Töne, die an das Pfeifen alter Knochenflöten erinnerten.

Irgendwo und für das Mädchen nicht sichtbar, klapperte etwas. Eine alte Tür an der Rückseite oder ein Fensterladen. Sie kümmerte sich nicht um das Geräusch, sondern sah zu, daß sie den Eingang der kleinen Kapelle so rasch wie möglich erreichte. Auf dem schlammigen Boden wäre Elenor beinahe noch ausgerutscht, denn auch die Sohlen ihrer Turnschuhe waren glatt Wie Seife.

Zwei alte Treppenstufen waren im Laufe der Zeit von Gras und Moos überwuchert worden und kaum zu sehen. Obwohl sich Elenor auskannte, verfehlte sie die unterste Stufe, fiel gegen die Tür der Kapelle und stieß sich schmerzhaft den rechten Ellbogen.

Endlich da!

Sie duckte sich. Der Wind heulte jetzt noch wütender, wie ihr schien, weil ihm ein Opfer verlorengegangen war. Ihr Mantel klebte wie ein alter Lappen am Körper. Der Saum berührte ihre Beine wie ein kalter Ring, und sie schüttelte den Kopf, damit die kalten Regentropfen aus ihren Haaren flogen.

Tief durchatmen, nicht mehr an den Weg denken, denn sie hatte es endlich geschafft!

Die Tür war ebenso alt wie das graue Mauerwerk der Kirche. Scherzbolde hatten Sprüche und Herzen in das Holz hineingeritzt. Elenor verzog das Gesicht, als sie dies sah. So etwas haßte sie, denn es entweihte ihre Zuflucht.

Genauso war es. Sie bezeichnete die Kapelle als ihre Zuflucht. Messen wurden hier schon lange nicht mehr abgehalten.

Deshalb gehörte sie ihr, ihr allein!

Sie atmete durch die Nase ein und konzentrierte sich auf den ganz besonderen Geruch der Kirche.

Noch einmal schaute sie zurück, weil sie sicher sein wollte, daß man sie nicht verfolgt hatte. Es gab zwar keine konkreten Hinweise, aber sie hatte schon ein eigenartiges Gefühl, das sich in den letzten Tagen immer mehr verdichtet hatte.

Jemand war ihr auf der Spur.

Elenor konnte nicht sagen, um welche Person es sich dabei handelte. Sie wußte nicht einmal, ob es eine Frau oder ein Mann war. Aber diese innere Warnung wollte einfach nicht weichen, und immer wenn sie daran dachte, rann ein kaltes Prickeln ihren Rücken hinab, so wie jetzt - und das lag nicht an der Kälte.

Leider fiel der Regen so dicht, daß sie nicht viel sehen konnte. Der aufgeweichte Weg wurde allmählich unpassierbar. Die eigentlich recht nahe stehenden Büsche kamen ihr meilenweit entfernt vor und glichen in diesem Regen und den feuchten Dunstschleier gespenstischen Gestalten, die zu leben schienen.

Sie zog die Nase hoch, wischte wieder über ihr Gesicht und drehte sich um, denn sie wollte endlich ihr Reich betreten.

Das Mädchen zitterte. Es war durchgefroren und naß bis auf die Haut. Ihre Eltern würden sich aufregen, wenn sie ihre Tochter sahen, doch das war ihr alles egal. Ihr kam es darauf an, in die Kapelle zu gehen, und sie würde dort alles so wiederfinden, wie sie es verlassen hatte.

Früher hatte es einmal eine Klinke gegeben, aber irgendwann war sie abgebrochen worden.

Jedenfalls hatte man sie durch einen Knauf ersetzt. Wieder rüttelte der Wind an dem alten Bauwerk, als wollte er es niederreißen. Lose Schindeln klapperten auf dem Dach.

Elenor war nicht zum erstenmal hier. Sie kannte sich aus. Mit einem sanften Druck schob sie die Tür auf und betrat die Kapelle.

Das Knarren der Tür störte Elenor nicht. Vorsichtig setzte sie den rechten Fuß in die unheimliche Düsternis der Kapelle und tastete sich weiter vor.

Jetzt war sie in ihrem Reich! Sie hörte, wie hinter ihr die Tür mit einem satten Geräusch ins Schloß fiel.

Elenor holte tief Luft und lächelte zufrieden. Sie roch stickig, feucht und nach Schimmel. Würmer und Mäuse bevölkerten das Gemäuer neben Käfern und anderen Insekten.

Auch das störte sie nicht.

Es war ihr Haus, ihre Kapelle, ihr Refugium, das ihr Sicherheit bot

und ihr auch geholfen hatte. Und hier hatte sie ihre Kräfte erhalten, die sie auch einsetzen wollte.

Als die Tür mit einem dumpfen Laut zugefallen war, hatte es sich angehört, als sei ein Sargdeckel zugeklappt. An den Tod jedoch dachte die Sechzehnjährige nicht. Sie beschäftigte das Leben, und nicht nur das eines Normalsterblichen, sondern auch eine Existenz, die sich auf einer anderen Ebene abspielte.

Sie ging weiter, umrundete das verwitterte Taufbecken und wandte sich nach rechts. Nur weg von dem Mittelgang, der die beiden Reihen in zwei Hälften teilte.

Elenor hörte jeden Schritt deshalb so laut, weil es in der Kirche absolut still war. Sie hörte auch die metallene Wetterfahne, die bei jeder Windbö in ihrer Verankerung hin- und hergeworfen wurde.

Elenor drehte sich erneut nach rechts.

Ihre Schritte schlurften über den alten Steinboden. Da huschte etwas von ihr weg. Sie schaute erst gar nicht hin, was für ein Tier sich hier versteckt hatte, es war nicht wichtig.

Yard für Yard näherte sie sich ihrem Ziel. Draußen tobte der Wind. Ein Zweig schlug in einem bestimmten Rhythmus gegen eines der schmalen Fenster. Es war ein Wunder, daß es nicht schon längst hingeschlagen worden war.

Zwischen zwei Fenstern befand sich das Ziel des Mädchens. Sie ging näher und merkte, wie ihr Herz immer stärker klopfte. Schweiß sammelte sich auf ihrer Stirn und vermischte sich mit den Regentropfen. Ihre Augen hatten sich inzwischen an die Lichtverhältnisse gewöhnt. Mochte es auch stockfinster gewesen sein, sie hätte den Weg mit traumwandlerischer Sicherheit gefunden.

Man wartete auf sie.

Es war ihre Mutter, die eigentliche Mutter. Die Fürsprecherin und Fürbitterin, diejenige, die ihr mehr Schutz gab als ihre leiblichen Eltern.

Es war - die schwarze Madonna!

Hal Contni verfluchte sich, das Wetter, das Gewicht der Kamera und den Ort, an dem er sich befand. Er hütete sich allerdings davor, es laut zu tun, denn er hatte sich nicht grundlos wie ein Dieb schon vor einer Stunde in die kleine Kapelle geschlichen, weil er darauf warten wollte, daß sie endlich kam.

Sie - das war eine Person, die Hal Contni schon seit einiger Zeit verfolgte. Er hatte von gewissen Dingen gehört, die mit dem ungewöhnlichen Teenager in unmittelbarem Zusammenhang standen.

Man hatte von ungewöhnlichen Heilungen gesprochen, von kleinen Wundern. Contni, der Reporter, hatte davon eigentlich mehr zufällig

erfahren, weil eine Autopanne ihn gezwungen hatte, in einem einsamen Ort Rast zu machen.

Er hatte dann ein Gespräch belauscht, das sehr aufschlußreich gewesen war.

Am anderen Tag war er wieder nach London zurückgefahren, hatte sich in seiner Redaktion abgemeldet und eine alte Bekannte angerufen. Es war eine Frau gewesen, die als Detektivin gearbeitet, sich aber in der letzten Zeit zurückgezogen hatte. Er wußte genau, daß sich Jane Collins für außergewöhnliche Dinge interessierte und zu dem beste Beziehungen zu einem Yard-Mann namens John Sinclair unterhielt. Der war jedoch nicht greifbar gewesen, und so hatte sich Contni mit Jane Collins zufriedengegeben. Eigentlich war ihm das sehr recht gewesen. Es reichte, wenn er schnüffelte, da brauchte er keinen Bullen, der da noch irgendwelchen Zirkus veranstaltete.

Schon beim Eintritt in die Kapelle war ihm eine Gänsehaut über den Körper gelaufen. Contni gehörte wirklich nicht zu den ängstlichen Menschen, aber diese Atmosphäre zwischen den Mauern konnte er nicht beschreiben, obwohl dies zu seinem Job gehörte. Er hatte sich dann ein Versteck gesucht, und zwar an der Westseite des kleinen Bauwerks. Dort hatte er eine Tür entdeckt, die zu einem anderen Raum führte, einem kleinen Anbau, der so düster war wie der Schlund eines Ungeheuers.

Contni hatte ihn nicht betreten und sich sein Versteck jenseits davon gesucht, zwischen einer Bankreihe und der Wand.

Dort hockte er nun. Frierend, leise fluchend. Er wünschte sich, seine Neugierde und seinen Job wieder einmal zum Teufel, aber er wußte zugleich, daß er immer so handeln würde. Contni konnte nicht anders, dafür war er zu sehr Zeitungsmann.

Seit zwanzig Jahren arbeitete er in dem Job. Als kleiner Volontär hatte er angefangen, sich aber nicht großartig hocharbeiten können, denn er gehörte zu den Menschen, die sich bei Vorgesetzten nicht duckten und immer wieder nickten, wenn die etwas sagten. Zweimal war er rausgeflogen, Tage später aber wieder eingestellt worden, denn Contni gehörte auch zu den Menschen mit »Nase«. Er stolperte oft über gute Stories, er hatte den richtigen Riecher und auch das richtige Auge für diese Dinge, darauf konnten seine Chefs auch schlecht verzichten.

Die Wartezeit wurde lang und länger. Der Regen hatte ihn völlig durchnäßt. Seine Kleidung dampfte. Er hatte seine Parkajacke übergestreift - für ihn war das der Kampfanzug. In den Taschen hatte er alles mögliche untergebracht, sogar ein Tele, und er überlegte immer wieder, ob er nicht vorsichtshalber das Objektiv auf die Kamera schrauben sollte. Der Fotoapparat war besonders wichtig für ihn. Er hatte auch einen eingebauten Blitz - und das wiederum würde

wichtig sein, wenn das Ereignis eintrat, mit dem er rechnete.

Noch war er allein.

Nein, nicht ganz, denn immer wieder raschelte es um ihn herum. Da huschten kleine Füße über den Boden, da hörte er ein Kratzen, als wären Mäuse und irgendwelche übergroßen Käfer dabei, Reißaus zu nehmen.

Vom Warten bekam er ganz steife Glieder. Die Sucht nach einer Zigarette wurde riesengroß, doch er konnte es sich nicht leisten, den Innenraum der kleinen Kapelle mit dem Rauch zu verpesten. Er durfte sich auf keinen Fall verraten, bevor er hinter das Geheimnis gekommen war. Er wußte, daß Elenor Hopkins die Kapelle betreten würde, das tat sie sehr oft, aber er wußte nicht, was sie hier tat.

Beten wäre normal gewesen. Beten und sich dafür bedanken, daß ihr der Schöpfer gewisse Kräfte mit auf den Weg gegeben hatte, aber das wollte er nicht so recht glauben. Er hatte es einfach im Gefühl, daß da noch etwas anderes dahinter steckte. Nur konnte er nicht sagen, was ihn da störte, aber er würde es herausfinden.

Die Kleine war ein Phänomen. Von ihr ging etwas aus, das ihm, dem Mann mit »Nase« aufgefallen war. Es war das Verhalten, zwar scheu, aber dennoch sehr intensiv. Elenor wußte genau, was sie wollte, und sie kam immer zum Ziel.

Gern hätte er eine ihrer sogenannten Wunderheilungen miterlebt, doch bisher nicht bekommen.

Er saß auf dem Boden. Der Parka war lang genug, um ihn unter seinem Hintern als Decke benutzen zu können. Mit dem Rücken lehnte er an der Wand, die Beine hatte er ausgestreckt. Auch wenn er auf eine Zigarette verzichten mußte, einen Schluck aus der Flasche mußte er sich gönnen. Die Flasche steckte in der Innentasche. Er schraubte sie auf und nahm einen Schluck von einem wunderbaren Whisky, den er sich immer aus Schottland kommen ließ. Das Zeug tat ihm gut.

Er wärmte ihn durch, vertrieb für kurze Zeit seine Sorgen. Aber die kehrten sehr bald zurück, denn er dachte daran, was geschehen würde, wenn die Kleine nicht kam. Dann sah er alt aus und würde von Jane Collins ausgelacht werden, die ihn ohnehin nicht ernst genommen hatte und nur aus alter Freundschaft mitgefahren war. Aber den großen Beweis, den mußte er liefern.

Welchen Beweis eigentlich? Darüber dachte Hal nach. Den Beweis dafür, daß Elenor in eine Kapelle ging, in der keine Messen mehr abgehalten wurden. Das war kein Beweis, das konnte ihrem tiefen Glauben entspringen. Es gibt eben Menschen, die gehen gern in Kirchen, um in Ruhe beten zu können.

Das war es nicht, das konnte es nicht sein! Er wollte nicht so recht glauben, daß Elenor nur in die Kirche kam, um zu beten. Da gab es noch etwas anderes, ein Geheimnis, etwas, das sie für sich

beanspruchte. Über dieses Geheimnis wollte er mehr erfahren, und nicht nur das, er würde es fotografieren und für immer festhalten. Wenn es nichts gab, hatte er Pech gehabt, so etwas gehörte zu seinem Berufsrisiko.

Noch immer drückte er seinen Rücken gegen die Wand. Die Feuchtigkeit drang langsam durch den Parka. Er fluchte wieder und bewegte die Beine, um die Kälte zu vertreiben.

Er hatte versucht, mit Jane Collins Verbindung aufzunehmen. Beide waren mit kleinen, drahtlosen Sprechfunkgeräten ausgestattet, aber es schien plötzlich nicht mehr zu funktionieren, als hätte der Teufel persönlich seine Hand im Spiel gehabt. Hai hatte gerade noch eine Meldung an Jane durchgeben können, daß alles okay war, dann fiel das Gerät aus.

Jetzt hockte er hier. Wie lange? Er wußte es nicht, denn er hatte nicht mehr auf die Uhr geschaut.

Jedenfalls war es draußen noch nicht dunkel, auch wenn es durch das schlechte Wetter so aussah.

Der Regen fiel verdammt dicht, hatte den frühen Abend schon zur Nacht gemacht.

Contni bezeichnete sich nicht eben als einen gläubigen Menschen, dazu war er einfach zu zynisch, aber er respektierte die Religion seiner Mitmenschen. Bei ihm spielte es keine Rolle, zu welchem Gott sie beteten und wie dieser hieß.

Er scheute sich auch nicht davor, Kirchen zu betreten. Er kannte viele von innen, schon allein aus beruflichen Gründen. Deshalb konnte er auch über die Atmosphäre mitreden, die in diesen Räumen herrschte, aber hier in der Kapelle kam er sich doch komisch vor. Hier war alles anders.

Es war einfach dieser Raum, in dem sich etwas Ungewöhnliches befand. Es war eingeschlossen zwischen den Wänden, ein Etwas, ein Geist, eine besondere Ausstrahlung, die irgendwie negativ auf ihn wirkte.

Hai fühlte sich in dieser Kirche nicht wohl.

Gut, er war kein gläubiger Katholik oder Protestant, aber im Innern einer Kirche herrschte schon eine besondere Atmosphäre. Genau diese Atmosphäre hatte er hier vermißt. Die Kapelle war leer.

Nicht von den Gegenständen her gesehen, es fehlte hier das Flair. Die Kapelle war von einer geistigen Leere erfüllt, so seltsam sich das auch anhörte.

Geistige Leere...

Als hätte jemand etwas weggenommen.

Contni nickte bestätigend, denn immer wieder dachte er darüber nach, ja, das war es, eine spirituelle Leere, als hätte der Herrgott hier Reißaus genommen.

Sehr seltsam...

Hai runzelte die Stirn, veränderte seinen Platz und versuchte, mit seinen Blicken das graue Dämmerlicht zu durchdringen. Das war schwer, denn so etwas wie eine fleckige Dunkelheit hüllte ihn ein. Dort, wo noch graues Licht durch die schmalen Fenster sickern konnte, hielt sich der Schein, ansonsten verlor er sich.

Hai hatte auch eine Taschenlampe mitgenommen. Er überlegte, ob er sie einschalten sollte, ließ es dann aber bleiben. Er wollte sich durch den huschenden Lichtstrahl nicht verraten, denn auf irgendeine Art und Weise kam er sich beobachtet vor.

Jemand lauerte hier.

Natürlich nicht sichtbar. Hai fühlte sich bestimmt nicht ohne Grund unwohl. Es lag auch nicht an dem peitschenden Regen oder am heulenden Wind. Es war etwas anderes, das ihn störte.

Er zog die Beine an. Lange würde er nicht mehr auf dem Fleck sitzen bleiben, da mußte sich einfach etwas tun. Er wollte jetzt doch das Risiko eingehen und die Kapelle im Licht seiner kleinen Taschenlampe durchsuchen.

Wieder holte er die Flasche hervor, nahm einen Schluck, fühlte sich dann besser und untersuchte noch einmal seine Kamera. Dieses Werkzeug mußte funktionieren. Er wollte nicht, daß es ihm damit so ging wie mit dem Funkgerät. Das hatte er auch nicht verdient, fand er.

Warten, nur warten...

Er ließ die Flasche verschwinden. Leise fluchte er vor sich hin. Mit der rechten Handfläche schabte er über seine Wange und spürte den Bart, der schon vier Tage alt war. Er verdeckte einen Teil der tiefen Falten, die sich in sein Gesicht gegraben hatten. Auch eine Folge seines Jobs, denn als Reporter alterte man schneller.

Aufstehen, sich bewegen, etwas herumgehen und noch eine halbe Stunde warten. Wenn sich bis dahin nichts getan hatte, würde er die Kapelle verlassen und zu Jane Collins gehen. Sie konnte ihn dann ablösen und ihren Wagen verlassen, wo sie bestimmt nicht so froh wie er hier.

Noch einmal drückte Contni sich gegen die Wand. Er wollte sie als Stütze nehmen, kam auch hoch und stand kaum auf den Füßen, als er das Geräusch hörte.

Direkt von der Eingangstür her.

Das war nicht der Wind, der sie bewegte. Da kam jemand, denn dieses typische Knarren hatte auch er bei seinem Eintritt verursacht.

Wer kam?

Elenor?

Es brauchte nicht sie zu sein, denn auch Jane Collins konnte neugierig sein und nachschauen wollen, aus welchem Grund er sich nicht meldete. Anstatt seinen Weg durch die Kapelle aufzunehmen,

duckte er sich wieder, um ein so kleines Ziel wie möglich zu bieten.

Hai Contni wartete. Vergessen waren die lange Warterei, die Feuchtigkeit, das Fluchen, er wußte genau, daß sich in wenigen Minuten etwas ereignen würde.

Statt dessen bewegte er sich so weit zurück, bis er mit dem Rücken die Wand berührte - so konnte ihm keiner in den Rücken fallen.

Er hatte das Knarren gehört, und wenig später sah er auch, das sich am Eingang etwas tat.

Dort entstand ein hellerer Streifen, als wäre die Düsternis dort mit einem Messer geteilt worden. Die Helligkeit sickerte in die Kapelle hinein, legte sich wie ein Schleier auf den Boden und berührte die letzten Bänke in den Reihen.

Eine Silhouette zeichnete sich in diesem Streifen ab. Die Umrisse eines nicht sehr großen Menschen.

Elenor kam...

Sie ging sehr leise. Er hörte ihre Schritte nun mehr als kratziges Schleifen. Dabei hätte sie es gar nicht nötig gehabt, so vorsichtig zu gehen, sie war allein und fühlte sich in diesem kleinen Gotteshaus bestimmt zu Hause.

Der Wind briste wieder auf, warf sich mit Macht gegen die Außenmauern der Kapelle. Irgendwo klapperte etwas, als würden die alten Zähne eines Totenkopfs aufeinanderschlagen.

Contni wartete. Seine Spannung stieg. Er zuckte nur einmal zusammen. Da war die Tür mit einem dumpfen Klang wieder zugefallen. Er war gefangen an einem Ort, an dem Menschen Frieden finden sollten.

Hal Contni fand keinen inneren Seelenfrieden, bei ihm war die Unruhe eingekehrt, gemischt mit einer im Magen lastenden Spannung und dem Gefühl, daß in den nächsten Minuten etwas Schreckliches passieren konnte.

Aber was?

Elenor hatte die Kapelle betreten. Hal konzentrierte sich weiterhin auf ihre Schritte, die lauter klangen, je mehr sie sich ihm näherte. Aber sie kam nicht direkt in seine Richtung, sondern nahm den Mittelgang.

Contni hatte seinen Standplatz gut gewählt. Er konnte nicht so leicht entdeckt werden, da er mit dem Schatten der Wand verwachsen war. Dafür sah er Elenor.

Sie bewegte sich wie ein Gespenst. Es lag einfach an den schlechten Lichtverhältnissen, daß sie so wirkte. Ihr Gesicht war nur ein bleicher Fleck.

Sie schaute nicht nach links und rechts, sondern schritt direkt auf den kleinen Altar zu, den der Reporter bisher noch nicht registriert hatte.

Würde sie dort niederknien und beten?

Contni rechnete damit. Er hätte sich gern bewegt und die Kamera schon in Position gebracht, doch er rührte sich nicht. Aus Angst, daß seine Bewegungen von dem Mädchen bemerkt werden konnten.

So ließ er die Kleine gehen.

Es dauerte nicht lange, da hatte sie die erste Bankreihe erreicht. Nein, sie ließ sich dort nicht nieder, gönnte dem schlichten Altar nicht einmal einen Blick und drehte sich nach rechts, um auf ein bestimmtes Ziel an der Wand zuzugehen.

Der Reporter stand noch immer im Hintergrund und wartete. Daß sich an dieser Wand etwas befand, das hatte er zumindest an Hand eines Umrisses erkennen können. Er wußte nur nicht, was es gewesen war.

Es mußte aber etwas Besonderes sein, sonst hätte Elenor Hopkins den Altar nicht links liegenlassen.

Hal Contni wartete noch. Er wollte nichts überstürzen. Da ihm Elenor den Rücken zudrehte, konnte er sich bewegen, ohne aufzufallen. Er hob die Kamera an und hielt sie schußbereit. Sein Blick glitt durch das kleine Fenster, er verfolgte das Mädchen, war zufrieden, ließ den Apparat wieder sinken und ging hinter der Kleinen her.

Sehr leise, tief geduckt, damit ihn die Kirchenbänke vor Blicken schützten.

In Höhe des Altars zog er sich in den Mittelgang zurück und blieb auf gleicher Höhe mit dem Mädchen.

Wo schaute sie hin?

Da war etwas, und es befand sich an der Wand. Vielleicht hineingestellt in eine Nische. Die Figur der Mutter Gottes oder einer Heiligen. Es war alles möglich.

Sekunden verstrichen, in denen seine Spannung wuchs. Er wußte, daß etwas geschehen würde, und er war sich auch sicher, daß diese Vorkommnisse außergewöhnlich waren.

Gebete, Fürbitten...?

Hal zog alles mögliche in Betracht - nur nicht die furchtbare Wartezeit.

Auf die wäre wohl kein Mensch gekommen...

Elenor Hopkins war vor der schwarzen Madonna stehengeblieben und spürte, daß sich ihr Herzschlag beschleunigt hatte. Es war völlig normal, das geschah immer, wenn sie ihre große Beschützerin besuchte. An die Strapazen des Weges dachte sie nicht mehr. Der Regen, die Kälte und der Schlamm waren vergessen, für sie zählte einzig und allein die Statue, obwohl sie diese nicht genau sehen konnte, dazu war es einfach zu dunkel. Aber was sie sah, reichte ihr

völlig aus, denn es war außergewöhnlich und wichtig.

Wer immer dieses Kunstwerk in der Nische zwischen zwei Fenstern geschaffen hatte, er war ein Meister seines Faches gewesen und hatte seine Schöpfung sehr naturalistisch dargestellt.

Die Nische war schon von Beginn an vorhanden gewesen, doch er hatte sie zu einer Höhle ausgearbeitet, in der sich abstoßende und seltsame Gestalten tummelten. Wer sie sah, hatte den Eindruck, in einen Halbkreis zu schauen, in dem sich die Steingestalten verteilten. Zwergenhafte Dämonen mit häßlichen Gesichtern und übergroßen Köpfen. Die haarlosen Wesen hockten oder lagen am Boden, und sie hatten sich mit ihren langen Fingern ineinander verkrallt. Ihre Mäuler standen offen, die Augen schauten nicht, sie glotzten, und sie alle hatten die Köpfe so gedreht, daß sie die Gestalt anschauen konnten, die über ihnen stand.

Es war die schwarze Madonna!

Der Künstler hatte sie in die Nische hineingestellt, so daß sie mit der Rückseite gegen die Wand stieß. Im Gegensatz zu den dämonischen Wesen stand sie ziemlich hoch, und sie konnte auf diese häßlichen Gestalten hinabschauen.

Es war im Prinzip ein Sinnbild, ein Vergleich. Der Sieg des Guten über das Böse.

Das Gute stand hoch, das Böse lag zu seinen Füßen.

Aber etwas störte. Wer sich dieses Kunstwerk genauer anschaute, der mußte einfach ein seltsames Gefühl bekommen, was nicht zuletzt an der schwarzen Madonna lag, die kein Gesicht hatte.

Wo sich eigentlich weiche und vertrauenerweckende Züge hätten abzeichnen müssen, gab es nichts zu sehen, nur die tiefe, finstere Schwärze, wie sie selbst eine schlimme Nacht nicht hervorbrachte.

Absolut schwarz, kein Gesicht, nur dieser lichtlose Stein unter der helleren Kapuze, die ebenso schimmerte wie der übrige Umhang. Eine Mischung aus Grün und Grau.

Kein Gesicht - deshalb auch keine Augen, keine Nase, kein Mund und kein beruhigendes Lächeln, wie man es sonst bei den Madonnen-Figuren sah.

Die hier war anders.

Sie war schlimm.

Sie war ein Neutrum, sie war es einfach nicht wert, bewundert zu werden.

Elenor dachte anders darüber. Es gab für sie nichts Schöneres auf der Welt, denn das war *ihre* Madonna!

Lächelnd stand Elenor vor der Statue.

Sie schaute hoch, sie konzentrierte sich auf das schwarze, völlig lichtlose Gesicht. Ihre Augen leuchteten, weil sie sich wohl fühlte.

Es ging ihr gut.

Endlich ging es ihr gut, denn sie würde sehr bald den Kontakt mit ihrer Beschützerin hergestellt haben. Dann würde deren Kraft auf sie übergehen und sie erfüllen von Kopf bis Fuß. Sie brauchte die Kraft der schwarzen Madonna, weil sie sich innerlich leer fühlte wie ein Akku, der erst aufgeladen werden mußte.

Das Mädchen bewegte die Lippen. Es hielt leise Zwiesprache mit der Beschützerin, und es spürte weder die Kälte noch die Feuchtigkeit der Kleidung.

Elenor hatte hier eine Geborgenheit gefunden, die ihr ihr Zuhause nicht geben konnte.

Hier fühlte sie sich wohl, hier in der kleinen Kapelle. Hier war ihr eigentlicher Platz, von dem aus sie in die Welt geschickt wurde, um mit Taten zu glänzen, bei dem ihr die schwarze Madonna tatkräftig half.

Den Kopf hatte sie in den Nacken gelegt, so konnte sie zu ihrer Beschützerin aufschauen. Für Elenor war das »Gesicht« wichtig. Keiner hätte etwas in der Schwärze erkannt, nur sie war in der Lage, die Energie in sich aufzunehmen.

Wäre es von der schwarzen Madonna verlangt worden, sie hätte ihr alles gegeben, Seele und Körper, sie wäre sogar für sie gestorben.

Elenor spürte, wie sie etwas bekam. Sie war mit ihr verwachsen, und sie erkannte die Figur als ihre eigentliche Mutter an.

Eine Urmutter, eine Mutter, die über allem stand.

Elenor bewegte die Lippen. Dünn und zitternd drangen die Worte aus dem Mund des Mädchens. Sie sprach von einer Kraft, die sie brauchte, die in sie hineinströmen sollte, um sie wieder zu einer Person zu machen, die von den anderen Menschen geachtet wurde.

»Denn wenn sie mich achten, werden sie auch dich lieben«, flüsterte Elenor. »Ich werde dafür sorgen. Es wird nichts anderes mehr für mich geben.«

Die Madonna schwieg.

Das Mädchen senkte den Kopf. Es erwartete eine Antwort, denn das kannte es von früheren Besuchen her.

Diesmal blieb die Antwort aus!

Es erschreckte sie nicht, es verwunderte sie nur, und sie suchte den Fehler bei sich. Hatte sie etwas falsch gemacht und der Madonna nicht den nötigen Respekt erwiesen?

Elenor Hopkins seufzte langgezogen. »Bitte«, hauchte sie. »Wenn ich dir etwas Unrechtes angetan habe, dann laß es mich wissen. Ich muß es einfach erfahren.« Ihre Worte versickerten in der Leere der Kapelle wie ein geheimnisvolles Raunen, als hätte jemand schreckliche Zaubersprüche gesprochen.

In der Kapelle war es ungewöhnlich still geworden, obwohl sich wettermäßig draußen nichts geändert hatte. Noch immer floß der

Regen wie ein gewaltiger Vorhang vom Himmel. Er weichte die Erde auf und machte sie zu einem regelrechten See, auf der die kleine Kapelle wie ein steinernes Boot schwamm.

Die Madonna schwieg.

Das Mädchen senkte den Blick. Plötzlich war der Mut verfliegen, die Sicherheit glitt von ihr ab.

Noch nie hatte sie sich in *ihrer* Kapelle so unwohl gefühlt.

Was konnte das nur sein? Weshalb war es nicht zu einer Zwiesprache zwischen ihr und der Madonna gekommen? Dabei hatte sich in der Kirche nichts verändert, alles war wie immer, und es war ihr auch niemand gefolgt, der jetzt vor dem Eingang lauerte oder durch eines der kleinen Fenster schaute.

»Bitte«, hauchte sie, »bitte, du darfst mich nicht im Stich lassen! Du nicht. Alle anderen ja, nur nicht du...«

Sie hatte jetzt lauter gesprochen. Wurde eine bestimmte Phonstärke erreicht, bekam die Kirche eine ungewöhnliche Akustik. Das merkte Elenor jetzt, sie erschrak selbst darüber, aber noch stärker erschrak sie über die Reaktion der schwarzen Madonna. Für Sekundenbruchteil zeigte sie ihr Gesicht.

Elenor sah es zum erstenmal. Sie konnte es nicht fassen. Die Gänsehaut umgab sie wie ein Käfig durch den Strom floß. Sie spürte das Rieseln an jeder Stelle ihres Körpers. Dabei hatte sie zugleich den Eindruck, nicht mehr wegzukommen und auf der Stelle einzufrieren.

Es war unglaublich, was sich da gezeigt hatte, zwar nur kurz, aber doch prägnant.

Ein Gesicht wie eine Strichzeichnung, ein Mund, eine Nase, zwei Augen.

Andere Augen.

So düster, als wäre in ihnen die Kälte und Leere des Weltalls vereinigt. Nicht gütig, nicht freundlich, wie es sich eigentlich gehört hätte. Das waren grausame Augen, deren Blicke sich tief in die Seele des Mädchens gebohrt hatten.

Wieder schauderte sie, zwinkerte dann mit den Augen, blickte wieder hin und hörte das leise Kratzen.

Angst kroch in ihr hoch. Sie glaubte, den Hort der Sicherheit verlieren zu müssen, und plötzlich spürte sie Tränen.

Hier hatte sich etwas verändert. Die Kapelle kam ihr wie entweiht vor, und sie setzte noch einmal all ihre Kräfte ein. Sie konzentrierte sich auf die Nische, hörte wieder das Kratzen und glaubte, daß spitze Krallen über Körper schleiften, die sich als steinerne, schuppige Dämonenwesen darstellten.

War es so gewesen?

Sie hielt den Atem an.

Das Gesicht bewegte sich ebenfalls. Der schwarze Stein war

aufgeweicht wie Knetmasse. Unter den Füßen der Madonna funkelten böse Augen in einem höllischen Rot.

»Bitte...«

Das Gesicht!

Da war es wieder.

Diesmal länger. Zwei, drei Sekunden war es für das Mädchen sichtbar geworden.

In dem Augenblick geschah es. Etwas blitzte gleißend hell hinter ihr auf und erhellte die Kapelle mit einem kalten, unnatürlichen Schein. Elenor schrie auf. Sie fuhr herum, ihr Gesicht war verzerrt, erschreckt, sie hatte die Arme ausgebreitet und starrte mit offenen Augen direkt in den zweiten Blitz hinein.

Da erst wurde ihr bewußt, daß sie nicht allein in der Kirche war...

Das gibt es nicht, dachte Contni, das ist ein Ding der Unmöglichkeit. Ich werde noch verrückt.

Wenn ich das berichte, schmeißt man mich entweder raus, oder ich werde Chef.

Die Kleine sprach mit der Statue.

Hätte sie gebetet, hätte er dies noch verstehen können, aber diese Unterhaltung wollte ihm nicht in den Sinn. Er wußte nicht, wie er sie einordnen sollte. Dann war da auch noch die Veränderung im Gesicht der Madonna gewesen, leider zu kurz, um sie auf dem Bild festzuhalten. Aber es hatte sie gegeben, das konnte Hal beschwören.

Sein Verstand sagte ihm, daß so etwas nicht sein konnte, aber mit dem Verstand waren auch die Wunderheilungen nicht zu erklären. Es klang für Hal nicht einmal übertrieben, doch er hatte den Eindruck, hier Zeuge eines Vorgangs zu sein, der als ein Ereignis des Jahrzehnts angesehen werden konnte.

In seinem Magen hatte sich ein wahnsinniger Druck ausgebreitet, der ihm sogar Schmerzen zufügte.

Vorhin hatte er gefroren, jetzt schwitzte er, war aufgeregt und hielt die Kamera in seinen schweißnassen Händen. Die Kontrollampe glühte wie ein winziges rotes Auge. Er lauerte auf die nächste Reaktion, die ihm mehr Klarheit bringen konnte.

Hoffentlich erfolgte sie... hoffentlich...

Auch Elenor Hopkins war nicht mehr die alte. Ziemlich durcheinander, denn auch sie mußte dieses Gesicht gesehen haben, das höchstens für die Dauer einer Sekunde zu sehen gewesen war.

Welch ein Gesicht!

Eine Strichzeichnung, mehr nicht. Etwas, das es einfach nicht geben konnte, so was bildete man sich ein.

Aber nicht ich, dachte Hal.

Wieder tat sich etwas. Hal stand günstig, um es genau erkennen zu können. Und wieder war es die schwarze Masse unter der Kapuze, die sich bewegte.

War sie aufgeweicht worden?

Ja, andere Erklärungen gab es nicht.

Nur fragte er sich, wie das hatte geschehen können. Wieso wurde Stein weich? Sie weint zum Steinerweichen, es gab das Sprichwort, hier weinte niemand...

Es war da.

Zum zweiten Mal. Und diesmal wurde Hal Contni von der Erscheinung nicht überrascht. Er regierte, wie man es von ihm gewohnt war und wie es zu seinem Job gehörte.

Hal drückte auf den Auslöser.

Der Blitz war wie eine weiße Flamme, die ohne Schatten durch die kleine Kapelle huschte. Er hatte das Mädchen aufgeschreckt. Es fuhr auf der Stelle herum, und durch den Sucher hindurch starrte Contni direkt in das erschreckte Gesicht von Elenor Hopkins.

Er drückte noch einmal auf den Auslöser.

Dann ging er zurück.

Zu einer dritten Aufnahme kam er nicht mehr. Plötzlich erwischte ihn ein heißer Strahl. Er fuhr mitten in sein Gesicht, und Contni hatte das Gefühl, mit dem Kopf voran in einen heißen Ofen gesteckt zu werden...

Er taumelte zurück.

Dann stieß er gegen die Kante einer Sitzreihe. Er fiel hin, hielt die Kamera krampfhaft fest und tastete sich weiter durch das graue Dunkel in der Kapelle.

Er hörte die Rufe des Mädchens und kümmerte sich nicht darum. Contni wußte nur, daß er diesen furchtbaren Ort verlassen mußte. Hier wohnte kein Herrgott, hier hatte sich das Grauen eingenistet, als wäre es vom Teufel persönlich geschickt worden.

Er kroch durch die Bankreihen. Der Trageriemen der Kamera umschlang weiterhin seinen Hals, so daß er das Gerät nicht verlor. Er hörte sich keuchen oder war es ein Weinen?

Er floh.

Auf Händen und Füßen bewegte er sich weiter. Die Angst peitschte ihn voran. Er schwitzte und weinte zugleich. Seine Augen brannten. Er mußte weg, raus aus dieser Hölle!

Auf der anderen Bankseite fiel er zu Boden. Zuerst stieß er sich den Ellbogen, dann kippte sein Kopf nach vorn, und mit der Stirn prallte er gegen den Stein.

Er war froh, daß er die Statue und auch die verdammte Nische nicht

mehr sah, doch sein Gesicht brannte weiter. Finger zerrten an seiner Haut und zogen sie allmählich nach unten. So jedenfalls kam es ihm vor. Mit der linken Schulter berührte er wieder das seitliche Ende einer Sitzreihe, und er benutzte diese als Stütze, um auf die Beine zu kommen.

Es fiel ihm so verflucht schwer. Als hätte er sich vollaufen lassen und die Kontrolle über sich selbst verloren. Aber er schaffte es und stand schließlich.

Dabei schwankte er.

Vorn lag der Eingang.

Er stierte hin. Ein weiterer Fluch erstickte bei ihm im Ansatz. Der Schreck hatte sich tief in seinen Magen gebohrt. Warum, zum Teufel, konnte er diesen Eingang nicht mehr sehen? Es lag nicht an der Dunkelheit, wenigstens nicht nur, denn auch alles andere sah er verschwommen.

Trotzdem lief er weiter.

Sein Mund stand weit offen. Der Atem drang als Keuchen über seine Lippen. Er mußte schlucken und würgen zugleich. In den Knien spürte er eine nie gekannte Schwäche. Das Innere der Kapelle drehte sich vor seinen Augen. Hal hatte das Gefühl, auf einem Karussell zu sitzen, dessen Geschwindigkeit immer mehr zunahm und dabei in rasende Bewegungen geriet.

Kam er durch?

Es war nicht weit. Himmel, die Kapelle war doch nicht so groß! Weshalb kam er sich dann vor, als hätte er schon Meilen zurückgelegt? Die Schwäche machte ihn fertig. Seine Beine wollten ihm kaum noch gehorchen. Mit jedem Schritt, den er zurücklegte, verlor er an Kraft. Aber er lief weiter, bis ihn die Tür stoppte. Mit der Stirn schlug er dagegen und holte sich eine Platzwunde.

Er kümmerte sich nicht um das Blut, suchte den Knauf. Er fand ihn nicht sofort. Erst beim zweiten Hingreifen erwischten die Finger den runden Gegenstand.

Die Schwäche war frappierend. Hal kam es wie ein Wunder vor, daß er die Tür schon beim ersten Versuch öffnen konnte. Diese Tatsache gab ihm wieder Mut. Er stolperte ins Freie, hinein in den Regen, der kalt gegen sein Gesicht schlug. Hal hatte das Gefühl, in einen riesigen, von zahlreichen Gefahren durchsetzten Tunnel zu taumeln, in dem ihn die dämonischen Gestalten erwarteten und ihn mit einem regelrechten Hohngelächter begrüßten.

Anders konnte er sich die Laute nicht erklären, die in seinen Ohren klangen, wobei er nicht einmal den Grund dafür kannte.

Der Regen prasselte auf ihn nieder. Sturmböen tobten durch die schaurig anmutende Landschaft.

Der Mann taumelte in diese Hölle hinein. Er konnte kaum etwas

sehen, was aber an ihm lag und nicht an der Witterung. Er war völlig durcheinander, glaubte, nach vorn zu laufen, wo er auch auf den Weg kam, aber er hatte die Richtung längst geändert, ohne es gemerkt zu haben. Er lief mit torkelnden Schritten seitlich an der Kapelle entlang zur Rückseite, wo ein alter, wurmstichiger Zaun mitten im Gelände stand, als wollte er es unterteilen.

Dort hatte der Regen den leicht abfallenden Boden glatt und seifig gemacht.

Bei jeder Bewegung schwang auch die Kamera hin und her. Sie schlug gegen seinen Körper und erwischte ihn an verschiedenen Stellen. Hal floh tiefer in das Gelände hinein. Er passierte die knorrigen, regennassen Bäume mit ihren krummen Ästen und glaubte, eine Frauenstimme zu hören, die seinen Namen rief.

Etwa Jane Collins?

Der Gedanke zuckte durch seinen Kopf und Hal lief raus aus der Kapelle, die in den dichten Regenschleiern schon nicht mehr zu erkennen war.

Er jammerte. Sein Gesicht brannte noch immer. Sogar stärker als in der Kirche. Etwas war damit geschehen, daß er sich nicht erklären konnte.

Wind und Regen hatten das hohe Gras platt gedrückt und den Boden glatt gemacht. Wie auf einer Eisfläche kam sich der Reporter vor.

Er trug aber keine Schuhe mit Spikes.

Er trat in eine Pfütze hinein und rutschte mit der rechten Hacke weg. Noch in derselben Sekunde verwandelte sich der Körper in eine groteske Figur, denn Hal schleuderte unfreiwillig die Arme hoch und gleichzeitig auch das linke Bein.

Dann bekam er Fahrt.

Er prallte zu Boden, spürte den Aufprall wie einen wuchtigen Hammerschlag in seinem Rücken und glitt wie auf einer Wasserrutsche in die Tiefe, dem Zaun entgegen.

Der hielt ihn aber nicht auf. Er war nicht mehr als ein brüchiges Stück Erinnerung aus einer vergangenen Zeit. Sehen konnte Hal nichts mehr, aber er hörte, daß er in den Zaun hineinrutschte und dieser ihn nicht halten konnte.

Um ihn herum krachte und splitterte es. Der Zaun hatte Hals Tempo etwas vermindern, ihn aber nicht aufhalten können. Hal versuchte, sich irgendwo festzuklammern, griff aber nur ins Leere oder umklammerte mit seinen Fingern das nasse Gras, das ihm den nötigen Halt einfach nicht gab.

Er rutschte weiter.

Eine abknickende Latte erwischte ihn an der Hüfte. Sie hätte sich beinahe noch durch den Parka gebohrt, so scharfkantig war sie ausgerechnet an dieser Seite.

Irgendwo blieb sie hängen, ohne die Fahrt des Reporters zu stoppen. Er kam durch, eingehüllt in Holztrümmer, aber er konnte seine Fahrt nicht mehr stoppen.

Es ging bergab. Steil sogar.

Contni fiel.

Er hörte sich schreien, aber der Laut erstickte, als er sich überschlug und mit seinem brennendem Gesicht über den Grasboden schleifte, ohne daß die Haut Kühlung bekam.

Der alte Baum hatte sich bereits seit Urzeiten mit seinem Wurzelwerk schräg in den Hang geklammert. Er war stark, knorrig und ein Hindernis, das so leicht nicht aus dem Weg zu räumen war. Erst recht nicht von einem Menschen.

Hal Contni glitt auf dieses Hindernis direkt zu, als würde ihn die Pranke des Teufels führen.

Ausweichen konnte er nicht mehr.

Er gewann noch an Tempo, blieb nicht auf einer Seite liegen, sondern überschlug sich mehrmals.

Mal rutschte er mit dem Kopf, mal mit den Beinen voran.

Zuletzt mit dem Kopf.

Und da stand der Stamm.

Er prallte mit voller Wucht dagegen. Seine Schädelplatte ging zu Bruch. Etwas stürzte über ihn wie ein gewaltiges Monster, und Hal Contni wußte nicht mal, daß es die Schwärze des Todes war, die ihn zu sich geholt hatte...

Er bleibt weg, er bleibt viel zu lange weg! Ich hätte es wissen müssen, er ist ein Hundesohn, auch wenn man ihn hin und wieder als netten Kerl bezeichnen kann, dachte Jane wütend. Aber so mußte er auch sein, denn in seinem Job kam es darauf an, immer eine Idee schneller zu sein als die Konkurrenz.

Jane Collins seufzte.

Sie machte sich Sorgen um ihren Bekannten. Sie hätte sich auch nicht in dieser Art und Weise auf das Abenteuer einlassen und dabei zur Seite schieben lassen sollen. Sie hätte mitmachen müssen, ihn nur nicht allein gehen lassen, denn so etwas konnte fatal werden.

Jane sorgte sich nicht wegen des Wetters. Sie war Sturm und Regen gewohnt. Außerdem hatte sie einen sicheren Platz im Geländewagen ihres Bekannten gefunden. Der hatte den Wagen günstig hinter einer wilden Hecke geparkt, über die Jane hinweg und bis zum Eingang der Kapelle schauen konnte, wo nicht nur der Reporter durchgegangen war, sondern auch Elenor Hopkins, auf die es eigentlich ankam. Sie war der Grund, aus dem Jane und Hal überhaupt in diese einsame Gegend gefahren waren.

Sie ärgerte sich.

Er hielt sich schon viel zu lange in der Kirche auf. Das war zwar so abgemacht, aber sie hatten auch daran gedacht, daß sich jeder melden würde, um dem anderen mitzuteilen, was sich in der Zwischenzeit ereignet hatte. Bei Jane Collins nichts, abgesehen von einem Wetter, das immer mieser geworden war.

Aber bei ihm.

Sie glaubte, daß er noch in der Kirche steckte.

Okay, er hatte Jane von den angeblichen Wunderheilungen der Elenor Hopkins berichtet, aber ob diese echt waren, das bezweifelte sie noch, denn sie war nicht dabei gewesen.

Sie wußte auch nicht viel über das unscheinbare sechzehnjährige Mädchen, das durch Wunderheilungen aufgefallen war. Jedenfalls schrieb man sie ihr zu.

Es ging dabei nicht nur um die Heilungen von Menschen, sondern mehr um die von Tieren, von Katzen und Hunden. Sogar einen Wellensittich hatte sie angeblich geheilt.

Bei Menschen hielt es sich noch in Grenzen. Rheumatische Erkrankungen waren durch sie verschwunden. Bei einer Frau hatten sogar Geschwüre aus dem Gesicht entfernt werden können. Beweise fehlten noch, Hal Contni hatte sie beschaffen wollen. Er hatte sich schon länger in diesem kleinen Ort aufgehalten, wo Elenor lebte, und er hatte auch festgestellt, daß sie des öfteren in die verlassene Kapelle gegangen war.

Alles war sehr vage und so verschwommen wie auch das Wetter. Und weil der Fall so vage war, hatte Jane auch ihren Freunden John und Suko nicht Bescheid gesagt. Zudem hielten sie sich momentan nicht in London auf, sollten aber spätestens am nächsten Tag wieder zurückkehren. Dann konnte man weitersehen.

Immer wieder stellte Jane das Gebläse an, um die Scheiben frei zu bekommen. Jane hatte das Gefühl, daß etwas geschehen würde und sie sich am falschen Ort aufhielt.

Den Eingang der Kapelle sah sie, mehr auch nicht.

Jane versuchte wieder, über das Sprechfunkgerät Kontakt mit Contni aufzunehmen. Ihr Gerät war okay, warum meldete er sich dann nicht? Kochte er sein eigenes Süppchen, oder war sein Gerät defekt? Das konnte natürlich auch sein, sie wollte ihm da nicht unrecht tun.

Der Regen floß in Strömen. Jane hatte sich entsprechend angezogen. Sie trug einen wetterfesten Mantel aus imprägniertem Stoff. Der Saum reichte bis zu den Waden. Sie trug Jeans, und ihre Füße steckten in derben Schuhen mit geriffelten Sohlen, die den entsprechenden Halt gaben, auch auf feuchtem Boden.

Wie lange soll ich noch warten? fragte sie sich. Einen Moment später schimpfte sie auf Contni und bezeichnete ihn als einen verfluchten

Hundesohn.

Mit beiden Händen fuhr sie durch ihr Haar und dachte daran, daß sie es wieder einmal schneiden lassen mußte. Es war ihr zu lang.

Neben ihr, auf dem zweiten Sitz, lag das Kopftuch. Wenn sie schon aus dem Wagen mußte, dann sollte sie das Tuch schützen.

Warten, dachte sie, aber nicht mehr lange.

Sie kurbelte die Scheibe ein Stück nach unten. Es war die dem Regen abgewandte Seite, so daß es nicht hereinregnete. Feuchtkalte Luft drang dennoch in den Wagen. Der Regen trommelte unablässig auf das breite Dach.

Er floß über die Scheibe hinweg, und sehr oft verschwamm die Umgebung vor ihren Augen. Da hatte sie den Eindruck, als würde das Wasser die Kapelle regelrecht auflösen.

Nein, auch wenn es noch so goß. Sie wollte nicht länger im Wagen bleiben und selbst in der Kapelle nachschauen. Es mußte einfach einen Grund geben, weshalb er sich nicht gemeldet hatte. Jane dachte auch daran, daß etwas passiert sein könnte.

Aber mit einem sechzehnjährigen Mädchen? Da hatte sie schon ihre Zweifel. Allerdings dachte sie auch daran, daß Elenor in die Kapelle gegangen war, und dies bestimmt nicht ohne Grund. Es mußte dort etwas geben, das sie wahnsinnig stark anzog. Wollte sie beten? Wollten sie dem Schöpfer danken, daß er ihr diese Kräfte mitgegeben hatte?

Während sich Jane gedanklich damit beschäftigte, legte sie das Kopftuch um. Unter dem Kinn knotete sie die beiden Enden des Tuchs zusammen, ließ die Scheibenwischer zweimal laufen und warf einen letzten Blick vom Trockenen aus auf die Kapelle.

Es tat sich nichts, die Tür blieb geschlossen. Nur der Wind umheulte das Gemäuer, und der Regen fiel mit aller Macht und einer unwahrscheinlichen Kraft aus den grauen, tiefhängenden Wolken.

Sie stieg aus.

Der Wind erwischte sie voll von der Seite her und brachte auch die Nässe mit. Die Tropfen hämmerten gegen ihren Körper. Sie waren wie Eiskörner, die ihr Gesicht malträtierten. Jane duckte sich, bevor sie sich auf den Weg machte. Sie wollte Sturm und Regen so wenig Widerstand wie möglich entgegensetzen, deshalb nahm sie diese Haltung an. Sie näherte sich der Kapelle mit langen Schritten, wobei sie darauf achten mußte, auf dem glatten Untergrund nicht auszurutschen. Noch lief sie diesseits der Hecke, hinter der sie auch geparkt hatte. Wenig später entdeckte sie das Loch. Sie wühlte sich hindurch und wunderte sich gleichzeitig, wie wenig sie ihrem Ziel nähergekommen war.

Sie hatte zudem den Eindruck gehabt, daß sie nach zwei Schritten vor, immer einen zurückging.

Das mußte sich ändern.

Der kalte Regen erwischte sie jetzt von der linken Seite. Er war wie eine nie abbreißende kalte Dusche, die sich über die Natur ergoß.

Zwei Schritte legte sie zurück, als sie sah, daß sich an der Tür der Kapelle etwas tat. Jemand öffnete sie von innen. Elenor oder Contni...

Es war der Reporter!

Und wie er aus der kleinen Kirche kam! Das war nicht normal. Er ging nicht,, er taumelte nur noch von einer Seite zur anderen, hatte seine Hände mal gegen das Gesicht gepreßt, als wollte er es vor dem kalten Regen schützen, dann aber ließ er die Hände wieder sinken und bewegte sich weiter.

Auf dem rutschigen Boden wirkte er wie ein betrunkenen Tänzer. Es war schon ein Wunder, daß er nicht stürzte, doch nicht dieser schreckte Jane. Es war der Umstand, daß Contni in die verkehrte Richtung lief. Er hätte nur geradeaus zu laufen brauchen, um sie zu treffen.

Was machte er? Er taumelte an der Außenmauer der Kapelle entlang.

Jane Collins war dadurch derart irritiert, daß sie zunächst nicht reagierte und nicht einmal spürte, wie ihr das Wasser ins Gesicht klatschte. Das Tuch war längst durchnäßt, der Mantel hielt wegen seiner guten Imprägnierung den Regen noch ab. Plötzlich hielt Jane nichts mehr auf.

Sie mußte ihm nach.

Jane wollte einfach wissen, weshalb er in diese Richtung gelaufen war. Bestimmt hatte er eine Information erhalten, die er ihr vorenthalten wollte.

»Na warte, Hal, das zahle ich dir zurück.«

In der folgenden Zeit war sie froh, Schuhe mit wetterfesten Sohlen zu tragen. Durch sie hatte sie auf dem glatten Untergrund auch noch einen relativ guten Halt.

Leider war sie kaum schneller als Contni, so blieb die Distanz ziemlich gleich. Auch Jane passierte die Kirche und schaute vor sich auf ein ziemlich ödes Feld, das zu einer Beute von Sturm und Regen geworden war. Der Weg führte bergab.

Jane sah die Gestalt des Mannes vor sich, die ihr sehr klein vorkam und in dem Gelände zu verschwinden drohte. Hinzu kam der Regen, der die Sicht behinderte.

Hal gab nicht auf. Er rannte weiter, und Jane wunderte sich dabei über seine Haltung.

Es konnte am Boden liegen, aber so ganz traute sie dem Braten nicht. Hal rannte davon, als wäre ihm der Leibhaftige auf den Fersen. Er lief wie jemand, der starke Angst hatte, von einem Verfolger erwisch und getötet zu werden. Jane hatte genügend Menschen erlebt, die so reagierten. Immer mehr fragte sie sich, was Hal in der Kapelle

entdeckt oder welche Begegnung er dort gehabt hatte.

Sie rief seinen Namen. Wenn sie ihn schon nicht einholte, wollte sie ihn wenigstens aufhalten.

Ob er sie gehört hatte, wußte sie nicht. Jedenfalls reagierte er nicht, drehte sich auch nicht um. Er rannte weiter, wie vorausgepeitscht von harten Schlägen.

Jane holte auf.

Sie war in Topform. Sie hielt sich fit, und das machte sich gerade bei diesen langen Läufen bemerkbar. Aber sie stellte auch fest, daß das schnelle Laufen bei dem tiefen Boden zu einer riskanten Sache wurde, denn zu leicht konnte sie stürzen.

Immer wieder hatte sie den Eindruck, in die Regenschleier hineinzufallen. Sie griffen mit unzähligen dünnen, nassen Armen nach ihr, aber die konnten sie nicht aufhalten.

Und Contni auch nicht.

Selbst der Zaun schaffte es nicht.

Jane bekam es aus der Entfernung mit. Sie konnte nichts Genaues erkennen, sie sah nur, wie die Gestalt mit einer grotesken Bewegung abhob, wie Hals, Arme und Beine schlenkerten, als würden sie nicht zu ihm gehören.

Dann krachte er in ein Hindernis hinein, das unter seinem Gewicht auseinanderbrach.

Plötzlich war er weg.

»Scheiße!« fluchte Jane. Was Männern recht war, das war ihr billig, und sie jagte weiter. Sie mußte sehen, was geschehen war, denn eine normale Erklärung in ihrem Sinne konnte sie nicht geben. Der Boden senkte sich, die Profile der Schuhe waren mit Lehm und Gras verstopft, sie gaben nicht mehr den richtigen Halt. Jane rutschte aus und glitt dabei auf den Zaun zu.

Sie hörte das Klimpern des Wagenschlüssels in der rechten Manteltasche und dachte daran, daß Conti ihr ihn als Zeichen des Vertrauens überlassen hatte. Seltsam, daß ihr der Gedanke gerade in diesem Augenblick kam. Sie assoziierte noch einen weiteren. Es kam ihr nicht mehr so unwahrscheinlich vor, daß Contni nicht mehr fahren konnte.

Verflucht auch!

Sie rutschte und hatte sich dabei auf die Seite gedreht. Die Lücke im alten Zaun näherte sich ihr und vergrößerte sich, als würde sie die Umgebung durch ein Tele beobachten.

Schräg rutschte sie hinein.

Jane konnte sich halten. Auf dem Bauch blieb sie inmitten der Trümmer liegen. Der Regen hämmerte auf ihren Rücken wie auf eine Trommel, die von harten Schlägen bearbeitet wurde. Nasses Gras klebte an ihrem Mund. Sie wischte es weg und raffte sich wieder auf.

Schwankend stand sie im Wind. Böartig umtoste er sie. Jane schaute nach vorn. Diesmal lag ein Abhang vor ihr, relativ steil sogar, und sie sah auch den alten Baum, der auf dem Abhang wie ein knorriges Gespenst in die Höhe wuchs.

Sie holte tief Luft.

Wo steckte Hal Contni?

Sie entdeckte ihn nicht. Er mußte irgendwo sein, er konnte sich doch nicht in ein Loch verkrochen oder in Luft aufgelöst haben! Irgend etwas paßte da nicht zusammen.

Wohin - wohin konnte er gelaufen sein? Automatisch wurde ihr Blick von dem einsam stehenden Baum angezogen. Hatte er Hal Deckung und Schutz geboten?

Es war zwar düster, aber so dunkel nun auch wieder nicht, als daß sie dies hätte übersehen können.

Etwas war faul.

Jane dachte an das Mädchen, mit dem sie gern gesprochen hätte, aber Hal war jetzt wichtiger, deshalb machte sie sich auch auf die Suche nach ihm.

Ihr Tuch hatte Jane verloren. Die Haare klebten ihr am Kopf, als hätte sie soeben die Dusche verlassen. Sie konnte nicht erkennen, um welch einen Baum es sich handelte. Beim Näherkommen identifizierte sie ihn als eine Eiche.

Und sie sah noch mehr.

Vor dem mächtigen nassen Stamm lag etwas auf dem Boden, das wie eine alte Abfalltüte wirkte, die jemand kurzerhand weggeworfen hatte. Nein, das war es nicht, denn kurze Zeit später schälten sich aus der angeblichen Tüte die Umriss eines Menschen heraus.

Jetzt wußte Jane Collins genau, wo Hal Contni lag. Er war gegen den Baum gekracht und hatte sich nicht mehr halten können. Sie mußte zu ihm. Bestimmt war er verletzt und brauchte Hilfe.

Jane rutsche die letzten Yards bis zum Ziel schräg hinab, fiel auch und stützte sich mit der linken Hand ab. Dicht neben dem Reporter kam sie zur Ruhe. Es waren auch genügend Bodenwellen vorhanden, um sich mit der Hacke abstützen zu können.

Hal rührte sich nicht.

Die Detektivin dachte sich noch nichts dabei. Sie hockte neben ihm und wischte das Regenwasser aus ihrem Gesicht. Auch die nassen Haare drückte sie zurück.

»He, du Faulpelz, melde dich!«

Wieder reagierte Contni nicht.

Sie schluckte. Aber die lockeren Bemerkungen blieben ihr im Hals stecken. Jane streckte ihren rechten Arm aus und berührte beinahe behutsam die Schulter des Reporters.

Contni regte sich nicht.

Jane bekam einen trockenen Mund. Schreckliche Ahnungen stiegen in ihr hoch und verdichteten sich zu einer Gewißheit, als sie den Druck verstärkte und den Körper zur Seite zog.

Er war reglos...

Und nicht nur das.

Er würde sich niemals mehr bewegen, denn der Reporter Hal Contni lebte nicht mehr.

Der Schock traf Jane tief. Es war furchtbar und schlimm, daß Hal nicht mehr lebte, aber noch schlimmer war das, was mit seinem Gesicht geschehen war.

Es sah nicht mehr so aus wie sonst. Es war nur mehr eine schwarze verbrannte Fläche...

Über Jane und dem toten Reporter breitete sich das Dach aus Zweigen und Ästen aus, ohne allerdings viel Regen abhalten zu können.

Jane starrte ins Leere.

Sie hatte sich überwinden müssen, um das Gesicht zu berühren. Die Haut war glitschig wie Pudding gewesen. In den Augen gab es nur eine fahle Leere. Keine Pupillen mehr, und ihr war es vorgekommen, als hätte man sie herausgebrannt.

Was hatte Hal erlebt?

Sie überlegte, die Gedanken drehten sich, und sie kam immer wieder auf einen Punkt zurück. Sein verbranntes Gesicht mußte in einem unmittelbaren Zusammenhang zu den Ereignissen stehen, die in der Kapelle vorgefallen waren. Jane wußte auch, daß er nicht allein dort gewesen war. Elenor hatte die kleine Kirche betreten. Trug sie etwa die Schuld daran? Natürlich beschäftigte Jane der Gedanke, auch wenn sie sich nicht vorstellen konnte, daß dies zutraf.

Elenor war zu schwach, zu jung, sie konnte für den Tod nicht verantwortlich sein.

Das war die eine Seite.

Auf der anderen aber wurde sie als so etwas wie ein Wunderkind gehandelt, das Kranke heilen konnte. Wenn das zutraf, mußten in ihr außergewöhnliche Kräfte stecken, die sich möglicherweise auch in eine bestimmte andere Richtung lenken ließen, so daß es dann zu derartigen Schreckenstaten kam.

Jane Collins hatte ihre Meinung längst revidiert. Hier ging es um mehr als um das Phänomen einer Wunderheilung, hinter dieser schlimmen Tat konnten möglicherweise schwarzmagische Phänomene stecken. Aber wie verhielten sich diese zu einer Kapelle, die ja der direkte Feind des Bösen war?

Für Jane stand fest, daß sie die kleine Kirche näher unter die Lupe

nehmen mußte. Auch wenn sie nicht die Lösung fand, sie würde eventuell einen Hinweis entdecken. In dieser Situation konnte ihr jede noch so vage Idee nur helfen.

Sie stand auf.

Einen letzten Blick warf sie auf die tote Gestalt. Janes Lippen zuckten, sie wischte sich über die Augen, dann preßte sie den Mund hart zusammen.

Sie schwor keine Rache an der Leiche des Reporters, aber sie nahm sich vor, seinen Tod aufzuklären. Sie dachte auch daran, daß es zu einem Fall für John Sinclair geworden war. So rasch wie möglich wollte sie ihm Bescheid geben.

Jane ging den Weg wieder zurück. Es regnete nicht mehr so stark, und auch der Wind war etwas abgeflaut, als hätten beide dem Tod ihre Referenz erwiesen.

Der Hang kam ihr viel länger und steiler vor als beim Hinweg. Sie sah an seinem Ende den alten Zaun, und jetzt wußte sie, weshalb er dort oben errichtet worden war. Er war ein Schutz, allerdings ein sehr brüchiger. Dann fiel ihr auf, wie breit der Hang doch war und daß Hal ausgerechnet auf den Baum zugeschlittert war und dies mit so hoher Geschwindigkeit, daß er sich seinen Schädel am Stamm zertrümmert hatte. Das konnte sie noch als normal ansehen, das schwarze Gesicht nicht.

Wenn sie näher darüber nachdachte, dann hatte sie auch den Eindruck, als wäre Hal bei seinem Weg in den Tod geleitet worden.

Wer regierte hier?

Ein Dämon? Der Teufel? Oder gab es noch andere Kräfte im Hintergrund, die sie nicht kannte?

Sie spürte, wie es ihr kalt über den Rücken lief, was diesmal nicht an der Witterung lag. Mühsam überwand Jane den Hang. Sie hätte den Toten gern mitgenommen, aber dazu reichten ihre Kräfte nicht aus. Zudem dachte sie auch an Elenor, die, wenn sie nicht auch verschwunden war, noch in der Kirche sein mußte. Und diesem Mädchen wollte Jane einige Fragen stellen, wobei sie sich vornahm, sich sehr behutsam an das eigentliche Thema heranzutasten.

Sie erreichte den alten Zaun und quetschte sich durch die Lücke. Der Regen fiel ihr kalt wie Schnee ins Gesicht. Sie wischte ihn weg, drehte den Kopf nach rechts und sah jetzt die Rückseite der Kapelle vor sich, wobei die Sprühregenwolken an ihr vorbeitrieben wie lange Atemwolken aus dem Maul eines Monsters.

Jane hatte eigentlich weitergehen wollen, doch sie blieb stehen und blickte mit gerunzelter Stirn auf das alte Bauwerk. Auf ihrem Kopf breitete sich die Kälte aus. Jeder Tropfen drang bis auf die Haut durch und fühlte sich an wie ein feiner Nadelstich.

Was hatte die Kapelle an sich?

Jane wußte es nicht. Die Kapelle sah völlig normal aus. Sogar ein schmaler Turm war vorhanden, auf dem die Wetterfahne in ständiger Bewegung war.

Sie räusperte sich, ging langsam weiter, ohne den Blick von dem düsteren Gemäuer zu nehmen. Bei diesem Wetter wirkte nichts freundlich, es konnte nicht allein an der Kapelle liegen.

Vielleicht doch, denn sie hatte plötzlich den Eindruck, daß dieses Bauwerk etwas ausstrahlte, das ihr negativ aufstieß. Sie stoppte ihre Schritte. Daß sie inmitten einer Pfütze stand, störte sie nicht, wichtig war allein die kleine Kirche.

Jane dachte daran, daß sie einmal eine Hexe gewesen war und dem Teufel gehorcht hatte. Diese bösen Kräfte waren zwar verschwunden, aber nicht völlig. Ein Teil davon war zurückgeblieben und hatte sich gedreht. Großzügig konnte sich Jane als Weiße bezeichnen, und mit ihren geringen Parakräften spürte sie die Aura auf, die durch die Mauern der Kapelle strahlte.

Sie war nicht gut.

Sie paßte nicht dazu, aber warum nicht? Hatte das Böse die kleine Kirche überfallen und für sich gewonnen? So etwas gab es nur selten. Wenn, dann mußte ein triftiger Grund vorliegen.

Jane dachte an das geschwärzte Gesicht des toten Reporters. Er war in der Kapelle gewesen, er hatte für seinen Besuch mit dem Tod zahlen müssen. Das geschwärzte Gesicht hatte er einfach als eine Strafe ansehen müssen, aber für was?

Was hatte er getan, daß sich jemand auf eine derartige grausame Art und Weise an ihm rächen oder ihn bestrafen konnte? Es mußten unheilige Kräfte sein, und diese wiederum hatten etwas mit der sechzehnjährigen Elenor Hopkins zu tun, deretwegen Hal Contni die Kapelle besucht hatte.

Jane machte sich Vorwürfe, daß sie nicht mit ihm gegangen war. Möglicherweise hätte sie noch etwas verhindern können. Zwei Personen waren immer stärker als eine.

Sie dachte auch an die Augen des Toten.

Furchtbar hatten sie ausgesehen. Einfach nur schrecklich leer und trotzdem voller Knorpel.

Jane fror. Es war noch kälter geworden. Sie ging durch das nasse Gras auf die Kapelle zu. Ihre Kleidung war schwer geworden, auch schmutzig. Die Augen hatte sie verengt, weil sie an der Kapelle vorbeischaute, um zu sehen, ob Elenor möglicherweise zurückgelaufen war und sie die Kleine noch zu Gesicht bekam.

Sie sah nur den Regen, hörte den Wind, der durch die Zweige fuhr und sie schüttelte. Alles war naß.

In der Kirche ist es sicherlich feucht, dachte Jane, als sie um die Ecke ging und mit den letzten Schritten Kurs auf den Eingang nahm.

Abrupt blieb sie stehen.

Plötzlich war sie nicht mehr allein. Vor der offenen Eingangstür der Kapelle stand Elenor Hopkins und schaute ihr mit großen Augen entgegen.

Die Detektivin behielt die Nerven, falls man den Vergleich überhaupt ziehen konnte. Sie tat nichts, sie sprach Elenor nicht an, sie blieb nur stehen und schaute in ihr Gesicht, das ihr vorkam wie ein blasses, feuchtes Gemälde.

Elenor machte den Eindruck eines Kindes armer Leute. Die Kleidung paßte einfach nicht mehr in diese Zeit. Der dünne Mantel war zu kurz, er saß zu eng, und er hatte eine Farbe, die eigentlich keine war. Sie lag irgendwo zwischen Grau und Blau. Unter dem Mantel schaute die Hose hervor. Eine alte Jeans, im unteren Drittel feucht geworden, und auch die Schuhe waren nicht die neueste Mode.

Jane konzentrierte sich auf das Gesicht des Mädchens. Es war so blaß, beinahe schon durchscheinend. Unter der dünnen Haut zeichneten sich die Adern ab und bildeten ein schwaches Relief. Die Augenfarbe konnte Jane nicht erkennen. Ihr blondes Haar war naß, die Kleine mußte frieren, doch sie zitterte nicht mal.

Jane Collins hob die Augenbrauen und lächelte sie an.

Elenor rührte sich nicht. Sie blieb nur auf dem Fleck stehen, ähnlich einer Wärterin, die dafür sorgte, daß niemand auf die Idee kam, die Kapelle zu betreten.

Aber Jane wollte hinein, deshalb mußte sie das Vertrauen der Sechzehnjährigen gewinnen, und sie streckte ihr deshalb die Hand entgegen. »Hi, Elenor. Ich bin Jane Collins. Du kannst, wenn du willst, Jane zu mir sagen.«

Das Mädchen dachte nach. Diesmal regte sich etwas. Die Augenbrauen zogen sich zusammen. Sie waren ebenso blaß wie die Haare. Aber der Mund zeigte kein Lächeln.

»Nun?«

»Was willst du denn?«

Jane atmete auf, als sie die Frage hörte. Das erste Eis war gebrochen. »Nicht viel, eigentlich. Ich würde mich gern in der Kapelle umschaun, wenn es geht.«

Elenor drehte den Kopf und starrte in die Düsternis. Plötzlich kam Jane das Innere der Kapelle gefährlich vor, als hielten sich dort Dämonen verborgen. Feuchte, dumpfe Luft wehte ihr entgegen.

»Darf ich?«

»Ja, warum nicht? Sie gehört mir ja nicht. Jeder darf in die Kapelle, Jane.«

»Das ist gut.« Die Detektivin ging einen Schritt vor und stand direkt

in Elenors Nähe. Sie mußte irgend etwas tun, um das Vertrauen des Mädchens zu gewinnen, deshalb hob sie den Arm und strich ihr über das Haar hinweg. Es war feucht und glatt. Elenor ließ es geschehen, ohne sich zu rühren. Im Gesicht zeichnete sich keine Reaktion ab. »Kommst du mit in die Kapelle?« fragte Jane.

»Weiß nicht.«

»Okay.« Jane drängte sich an Elenor vorbei und ging über die Schwelle. Nach zwei Schritten hatte sie schon das Gefühl, in der Fremde zu stehen. Ja, in der Fremde. Ihr fiel dieser Vergleich deshalb ein, weil in dieser Kapelle etwas fehlte, über das sie zwar nachdachte, es aber nicht richtig in die Reihe bringen konnte.

Jedenfalls war ihr dieses Gefühl beim Betreten anderer Kirchen nicht in den Sinn gekommen. Da hatte sie immer so etwas wie Ehrfurcht verspürt. Sie war der Meinung gewesen, daß die Kirche doch etwas Besonderes war, mochte sie auch noch so angefeindet werden. Wer sie betrat, ging unwillkürlich leiser, er dämpfte auch seine Stimme. Man wußte eben, was man einem derartigen Ort schuldig war.

Nichts von dem passierte beim Eintritt in diese einsam stehende Kapelle. Jane hatte zuerst an einen Irrtum geglaubt, doch als sie tiefer in den Raum hineinging und neben dem Taufbecken stehenblieb, da war das Gefühl nicht vergangen, es hatte sich vielmehr verstärkt, und Jane fühlte sich noch unwohler.

Sie suchte nach einer Erklärung. Sie war irritiert, denn ähnliche Gefühle hatten sie beim Betreten einer Kirche noch nie überkommen. Sie hatte sich immer heimisch und wie beschützt gefühlt, doch das war nun vorbei. Hier merkte sie genau, daß sie nicht willkommen war, und so mußte es auch dem Reporter ergangen sein.

Die Kirche stieß sie ab, sie wollte eine Person wie Jane nicht. Die Kapelle konnte nicht sprechen, aber sie machte es Jane auf eine andere Art und Weise klar.

Der Eindruck, eine negative Strömung zu erleben, verstärkte sich immer mehr. Jane war bereit, von einer anderen Macht zu sprechen, ohne sie allerdings genau definieren zu können. In dieser Kapelle stimmte etwas nicht, da lauerte eine ungewöhnliche Gefahr, und gleichzeitig war irgend etwas nicht vorhanden.

Jane blieb im Mittelgang zwischen den Bankreihen stehen und runzelte die Stirn. Sie versuchte, dieser Unlogik einen Sinn zu geben, aber es gelang ihr nicht.

Sie schaute sich um. Gleichzeitig versuchte Jane, sich zu sensibilisieren, um endlich herauszufinden, was sich hier tat oder getan hatte. Da kam es über sie. Jane wußte selbst nicht, wieso, aber sie hatte es auf den Punkt getroffen.

In der Kirche fehlte der gute Geist!

Mit diesem etwas kindlichen Vergleich gab sie sich zunächst

zufrieden. Ein guter Geist oder das Positive war eigentlich in jeder Kirche zu finden, mochte sie auch noch so klein sein. Auch hier hätte er sein müssen, aber er war nicht vorhanden.

Er fehlte. Um sie herum war eine spirituelle Leere. Genau damit hatte sie den Nagel auf den Kopf getroffen. Die Leere, hier konnte man nicht hineingehen, sich hinknien, beten, um im Gebet den nötigen Mut zu finden. Ja, diese Kirche war einfach leer, völlig leer, nicht von der Einrichtung, sondern von der Spiritualität.

Sie ging weiter.

Jane wunderte sich, wie zögernd sie ihre Schritte setzte, als hätte sie etwas zu verbergen. Sie fühlte sich unwohl. Da strich über ihren Körper ein leichter Schauer. Die Mauern kamen ihr so bedrohlich vor. Sie schaute zu den Fenstern auf, die sich als graue Lücken in den Mauern auftaten. Hinter ihnen rauschte der Regen in langen Bahnen auf die Erde nieder.

Der Wind blies nicht mehr so stark. Dennoch hörte sie seine Geräusche, aber Jane vernahm sie nur mehr im Unterbewußtsein. Für sie kam es jetzt auf ganz andere Dinge an.

Zwischen den ersten Bankreihen blieb sie stehen. Ihr Blick war auf den schlichten Altar gerichtet.

Ein etwas unsicheres Lächeln umspielte ihre Lippen, weil sie sich darüber wunderte, daß in dieser Kirche tatsächlich noch ein Altar stand.

Das kam ihr fremd vor...

Aber sie ging nicht hin, sondern schaute nach rechts, wo ihr etwas aufgefallen war. Auch jetzt sah sie diesen ungewöhnlich geformten Schatten an oder in der Wand.

Gleichzeitig hatte sie den Eindruck, daß er durchaus wichtig sein konnte und lenkte ihre Schritte darauf zu. Dabei holte sie tief Luft. Das Unwohlsein verstärkte sich. Jane lauschte dem Schleifen ihrer Schritte, sie hörte das leise Knirschen dabei, und einmal schaute sie zurück zum Eingang.

Die Tür stand offen. In ihrem Rechteck zeichnete sich die Gestalt von Elenor Hopkins ab. Die Kleine schaute in die Kirche hinein, ohne sich zu rühren. Ihre Arme hingen am Körper herab wie Stöcke. Sie gab keine Erklärung ab, sie bewegte sich nicht einmal, doch Jane ging davon aus, daß sie sehr viel wußte, und sie würde es sicherlich nicht so leicht zugeben.

Sie und diese Kirche verband ein Geheimnis, das Jane herausfinden mußte. Sie hätte das Mädchen gern zu sich geholt, doch sie traute sich nicht, es zu tun. Etwas hielt sie davon ab. Sie mußte dies allein durchstehen.

Zwischen zwei Fenstern befand sich die Einbuchtung in der Kapellenwand.

Jane konnte jetzt sehen, das es eine Nische war. Relativ breit, jedenfalls so breit, daß auch ein Gegenstand hineinpaßte. Er stand auf einem schmalen Sockel, und Jane ging davon aus, daß es sich dabei um eine Figur handelte.

Dann tat sie etwas, das sich der Reporter nicht getraut hatte. Sie griff in die Tasche und holte ihre kleine Lampe hervor. Sie war sehr leicht, das Gehäuse bestand aus Kunststoff, und sie leuchtete direkt in die Nische hinein.

Jane hatte mit einer Figur gerechnet. Daß sie trotzdem überrascht war, lag am Aussehen der Figur und gleichzeitig an dessen unmittelbarer Umgebung.

Es war eine Madonna.

Eingehüllt in einen Umhang, die Kapuze zum Schutz über den Kopf gezogen, so daß nur ihr Gesicht freiblieb. Aber da war kein Gesicht mehr zu sehen. Es war nicht vorhanden, es schien einfach aufgesaugt worden zu sein, denn nur eine dunkle Fläche malte sich dort ab.

Schwarz...

Jane schüttelte den Kopf. Sie konnte es kaum fassen, zugleich dachte sie an den toten Reporter.

Auch dessen Gesicht war nicht mehr als eine dunkle Fläche gewesen. Es lag auf der Hand, daß sie sofort Parallelen zog, und sie merkte, wie sie fror.

Sie hatte Mühe, sich zusammenzureißen und den Arm mit der Lampe zu bewegen. Der Strahl wanderte gegen den Uhrzeigersinn weiter wie ein geheimnisvoller lautloser Helfer, der ihr den richtigen Weg zeigen wollte.

Jane konnte jetzt die unmittelbare Umgebung der gesichtslosen Madonna erkennen. Janes Nasenflügel zitterten leicht, als sie die Luft einsaugte, denn jetzt war die zweite Überraschung perfekt.

Die Statue war von schrecklichen Figuren umkränzt, zumindest in der unteren Hälfte. Was sich da angesammelt hatte, sah auf den ersten Blick aus wie der große Querschnitt aus dem Pandämonium.

Eine steinerne Auswahl schrecklicher Gestalten, die irgendwo alle gleich aussahen. Auf zwergenhaft kleinen Körpern wuchsen häßliche Schädel, bei denen die Proportionen nicht stimmten, denn im Verhältnis zu den Körpern war sie viel zu groß. Sie schillerten grünlich, auf ihren haarlosen Schädeln wuchsen manchmal Kämme wie bei Echsen, und sie schienen dabei selbst eine Mischung aus Mensch und Echse zu sein.

Widerlich sahen sie aus.

Sie hockten zu den Füßen der Madonna. Geduckt, die Schädel nach unten gerichtet, und mit stieren Blicken.

Warum bereitet mir dieses Bild ein derartiges Unbehagen? dachte Jane. Es konnte nicht nur an diesem Relief allein liegen, eigentlich

war die Sache ja klar. Da stand die Madonna über den Wesen der Finsternis, es konnte also der Sieg des Guten über das Böse in dieser Nische dargestellt sein. Man sah ähnliche Kunstwerke oft in Kirchen, ob als Malerei oder Bildhauerei. Meist zeigten derartige Figuren den Erzengel Michael, der mit seinem Schwert die Schlange besiegt hatte und dabei war, sie zu zertreten.

Auch die Madonna hatte gesiegt - oder?

Sie schwebte über den Dämonen, aber sie hatte kein Gesicht. Dort malte sich nur der flache schwarze Stein ab. Kein Mund, der lächelte und sich über den Sieg freute. Keine Augen, die hell glänzten, um den Sieg zu dokumentieren, es war einfach nichts da, und deshalb kam Jane das Bild flach und gefährlich vor.

Wer immer es geschaffen hatte, dieser Künstler hatte sich etwas dabei gedacht, und er hatte es nicht grundlos für genau diese Kapelle geschaffen.

Was hatte Contni hier gesehen? Weshalb hatte er die Kapelle so fluchtartig verlassen? War der Teufel hinter ihm her gewesen? Was immer es auch gewesen sein mochte, er hatte es nicht allein gesehen, denn mit ihm zusammen hatte sich noch Elenor Hopkins in der Kapelle aufgehalten.

Sie würde ihr mehr sagen können, falls sie es auch wollte, denn die Detektivin konnte sich vorstellen, daß Elenor auch weiterhin sehr verschwiegen blieb und ihr Geheimnis für sich behalten wollte.

Jane Collins trat näher an die Madonna heran. Sie ging sehr langsam, und sie spürte die Aura der Kälte, die sie einhüllte wie ein Mantel. Hier war etwas Böses geschehen, es konnte möglicherweise an ihren noch immer schwach vorhandenen Hexenkräften liegen, daß sie dies überhaupt merkte.

Ja, das war schon seltsam...

Die Kälte empfand sie als nicht normal. Sie hing auch nicht mit dem Wetter zusammen. Jane schob sie auf die geistige Leere in der Kirche. Ein gläubiger Mensch würde sich in diesem Raum immer unwohl fühlen, weil er Dinge vermißte, die er von anderen Kirchen her sehr gut kannte. Zwischen den Mauern lauerte ein finsternes Geheimnis, das stand für Jane fest. Es war so schlimm, daß es sogar den Tod bringen konnte. Dafür war Contni das beste Beispiel gewesen.

Jane leuchtete in das Gesicht. Was ihr vorhin schon aufgefallen war, worüber sie aber kaum nachgedacht hatte, wurde nun zur Gewißheit.

Der Stein warf das Licht kaum zurück. Einen Großteil dessen verschluckte er einfach.

Sie schüttelte den Kopf, und ließ den Lichtstrahl über die Köpfe der zwergenhaften Dämonen wandern. Sie traf dabei auch die Augen. Täuschte sie sich, oder hatten sie tatsächlich eine andere Farbe bekommen?

Es konnte durchaus ein leichtes Rot gewesen sein, vergleichbar mit einem Gruß aus einer finsternen Hölle.

Jane fühlte sich immer unwohler. Sie wußte, wie wenig hier noch stimmte und von der einstigen Intention der Kapelle vorhanden war. Hier hatte es einen Knick gegeben, einen Ruck in die andere Richtung.

Gehörte diese Kapelle jetzt dem Teufel oder vielleicht irgendeinem anderen Dämon?

Für Jane stand fest, daß die Kapelle entweiht worden war. Hier hatte sich etwas getan, und sie dachte an Contnis Erklärungen. Hatte er ihr nicht berichtet, daß die Kapelle seit einigen Jahren nicht mehr benutzt wurde? Hier wurde keine Messe mehr abgehalten. Hal hatte auch gewußt, daß sich der Pfarrer der eigentlichen Gemeinde nicht mehr um die Kapelle kümmerte. Er hatte nicht nach den Gründen fragen können, aber Jane wußte sie jetzt, zumindest ahnte sie diese. Sie nahm sich vor, mit dem Mann zu reden.

Dann gab es das Problem mit der Leiche. Wenn die abgeholt wurde, türmten sich automatisch Fragen auf, und sie würde sie beantworten müssen.

Das wollte sie nicht. Jane mußte sich um das Mädchen kümmern, weil Elenor mehr wußte. Stand die Sechzehnjährige tatsächlich mit dem Bösen im Bunde?

Wer sie anschaute, konnte es nicht glauben. Jane ließ sich nicht vom äußeren Eindruck blenden.

Elenor war so etwas wie die Schlüsselfigur in diesem Fall, der leider schon einen Toten gekostet hatte.

Sie schaltete ihre Lampe aus, steckte sie wieder weg und drehte sich um.

Daß es nicht ihr letzter Besuch in der Kapelle gewesen war, stand fest. Außerdem gab es links neben dem Altar noch eine Tür. Sehr schmal war sie, und sie führte in einen weiteren Raum, der gut eine Sakristei sein konnte.

Elenor Hopkins hatte sich nicht gerührt. Sie stand auf dem Fleck und schaute auf Jane. Hinter ihr zeichnete sich grau der frühe Abend ab. Es war schon dunkler geworden, die Dämmerung würde sich ihren Weg bahnen.

Trotzdem kam es Jane vor, als läge in den Augen des Mädchens ein ungewöhnliches Leuchten. Das Gesicht war und blieb blaß. Aus der Distanz betrachtet kam es Jane flach und zweidimensional vor, vergleichbar mit dem der Madonna.

Ihre Tritte hörten sich laut an. Sie kam sich als Störenfried vor. Noch immer spürte sie etwas von dieser spirituellen Leere innerhalb des Gotteshauses. Jane war froh, es verlassen zu können, auch wenn das Wetter nach wie vor mies war.

Elenor ging einen Schritt zurück, als Jane sie beinahe erreicht hatte.

Die Detektivin trat aus der Tür und lächelte.

Fragend wurde sie angeschaut.

»Es ist alles okay«, sagte sie.

»Ja...«

Elenor drehte sich um. Sie wandte Jane den Rücken zu und ging über die rutschigen Stufen hinweg in den Regen. Sie lief weiter, sie sprach nicht von Hal Contni, und es sah so aus, als wollte sie den Heimweg einschlagen.

Nicht allein, das hatte sich Jane vorgenommen. Sie mußte sich Mühe geben und schnell laufen, um Elenor zu erreichen. Während sie neben ihr herging, legte sie ihr eine Hand auf die Schulter, aber das Mädchen reagierte gar nicht.

Schließlich zog Jane sie zu sich heran, und Elenor wurde einfach gestoppt. Jane drehte sie noch um.

»Wo möchtest du hin?«

»Nach Hause.«

»Nach Glenfield zu deinen Eltern?«

»Ja.«

Jane lächelte. »Es regnet noch immer. Ich habe einen Wagen dabei. Ich kann dich hinfahren.«

Das Mädchen überlegte und schaute sich dabei um. »Wo steht denn Ihr Wagen, Miß?«

»Sag Jane zu mir.«

»Gut.«

»Der Wagen steht hinter der Hecke. Wir brauchen nicht weit zu laufen.«

»Ist gut.«

Die Detektivin war froh, daß Elenor so reagierte. Sie hätte sie nicht zwingen können. Bevor sie ging, warf sie noch einen letzten Blick auf die Kapelle.

Die Eingangstür war zugefallen, was Jane wunderte. Sie überlegte, ob sie die Tür geschlossen hatte oder das Mädchen. Wahrscheinlich keine von beiden.

Es war auch nicht so wichtig, denn nur Elenor zählte. Sie mußte einfach reden.

Zunächst ging sie schweigend neben Jane her, hielt den Kopf gesenkt, als wäre sie in Gedanken versunken. Sie hatten den Wagen noch nicht erreicht, als sie eine Frage stellte. »Bist du eigentlich wegen mir gekommen, Jane?«

»Sollte ich das?«

»Ja, es kommen viele wegen mir.«

»Das stimmt.«

»Dann weißt du also Bescheid?«

Jane nickte. »Wenn du die Heilungen meinst, darüber bin ich

informiert. Sie haben sich eben herumgesprochen, und ich muß ehrlich zugeben, daß ich sie als phänomenal empfinde. Das ist schon außergewöhnlich. Ich frage mich, wie du das machst.«

»Einfach so.« Sie hob die Schultern.

»Mit den Händen?«

»Manchmal...«

Jane stellte noch einige Fragen, aber Elenor schwieg. Sie war tief in ihre eigene Gedankenwelt versunken und kümmerte sich nicht um die Dinge, die um sie herum vorgingen. Auch Jane war mittlerweile Luft für sie geworden.

Sie umrundeten die Hecke und sahen den Wagen schräg zu einem leichten Hang hin geparkt. Die Wolken am Himmel hatten sich verändert. Sie waren nicht mehr schiefergrau, sondern geheimnisvoll dunkel geworden. Als hätte man sie mit alter Asche gefüllt.

Der heftige Regen hatte aufgehört, es fielen nur mehr ein paar Tropfen.

Elenor legte eine Hand auf die hohe Kühlerhaube. »Gehört der Wagen dir, Jane?«

»Nein, einem Kollegen.«

»Müssen wir auf den warten?«

Jetzt wußte Jane Collins nicht, ob sie auf den Arm genommen werden sollte oder nicht. Sie ließ sich die Frage noch einmal durch den Kopf gehen, schaute Elenor dabei an, um in ihren Augen zu lesen, ob sie tatsächlich nicht wußte, was mit ihm passiert war.

Konnte sich jemand so verstellen?

»Nein, wir brauchen ihn nicht mitzunehmen.«

»Dann kommt er nach?«

Jane schloß die Fahrertür auf und öffnete von innen die an der gegenüberliegenden Seite, damit auch Elenor einsteigen konnte. Sie tat es mit sehr langsamen Bewegungen, schüttelte sich dabei, setzte sich hin und strich ihr Haar zurück.

»Er wird auch nicht nachkommen.«

Elenor zog die Tür zu. »Warum nicht? Braucht er den Wagen denn nicht mehr?«

»Nie mehr.«

»Komisch.«

»Warum?«

»Nur so.«

Jane holte tief Atem. »Hör mal zu, Elenor. Mein Bekannter heißt Hal Contni. Ich möchte dich fragen, ob du den Namen schon einmal gehört hast?«

Elenor antwortete, ohne zu überlegen. »Nein, nein, das habe ich bestimmt nicht. Er stammt ja nicht aus Glenfield.«

»Da hast du recht. Du müßtest ihn trotzdem kennen, denn er war in

der Kapelle, gleichzeitig mit dir.«

»Ach ja?«

»Dann hast du ihn nicht gesehen?«

»Nein.« Sie blickte Jane bei ihren Antworten nicht an. Der fiel plötzlich ein, daß sie einen himmelschreienden Fehler begangen hatte. Sie hätte unbedingt die Kamera des Toten mitnehmen müssen.

Wahrscheinlich hatte der Reporter Aufnahmen geschossen, auf denen das zu sehen war, was wirklich passierte, denn Elenor Hopkins würde ihr kaum die Wahrheit sagen. Die Kamera war wichtig, und Jane Collins wollte sie holen, auch wenn es schwierig war, mit dem Wagen von dieser Stelle aus an den bewußten Ort heranzukommen. Dabei mußte ihr Elenor helfen. Jane erkundigte sich bei ihr, ob sie sich auch in der Umgebung der Kapelle auskannte, was das Mädchen durch ein Nicken bestätigte.

»Dann wirst du auch wissen, wo die einsame Eiche steht.«

»Ja.«

»Dort müssen wir mit dem Auto hin.«

»Das geht.«

»Kannst du mich führen?«

»Wenn wir anschließend nach Hause fahren, schon.«

»Klar, das verspreche ich dir.« Jane startete den Subaru. Die Reifen griffen trotz des glatten Bodens.

Es ging doch nichts über gute Profile. Sie mußten so lange querfeldein fahren, bis sie einen schmalen Weg erreichten, der bei Trockenheit wohl hellgrau, aber nun durch den Regen dunkel aussah.

Wasser und Schlamm spritzten hoch, als sie durch tiefe Pfützen rollten. Ein weiterer Weg führte sie dann nach links.

Jane Collins hatte gut aufgepaßt. Sie wußte nun, daß sie den Hügel umrundeten, der so hoch war, daß sie die Kapelle nicht mehr sehen konnten. Selbst deren Turm war verschwunden.

Elenor war sehr schweigsam. Sie schaute auch kaum durch die breite Scheibe. Ihre Finger schienen interessanter zu sein. Im Verhältnis zum Gesicht waren sie noch blasser, und auch die Haut schien durchsichtiger zu sein. Das Mädchen mit den »Wunderkräften« war tief in Gedanken versunken.

Hin und wieder drehte es die Hände auf den Rücken, als wollte sie aus den Linien an den Innenflächen ablesen, was die nahe Zukunft noch bringen konnte.

»Gleich mußt du halten«, sagte sie plötzlich. Sie wußte Bescheid, obwohl sie nicht nach draußen geschaut hatte.

»Mach' ich doch glatt.« Als der Wagen stand, deutete Elenor nach links. »Wenn du über den Abhang gehst, kannst du die Eiche schnell erreichen. Muß ich denn mit?«

Jane schüttelte den Kopf. »Nein, du kannst bleiben. Es dauert nicht

lange.«

»Ist gut.«

Jane stieg aus. Bevor sie die Tür schloß, schickte sie ihrem Schützling noch ein Lächeln zu. Das Mädchen hatte es verstanden. Zum Abschied hob es die Hand.

Zum Glück regnete es nicht mehr. Dafür war der Wind sehr kalt geworden und schnitt Jane ins Gesicht. Das Wetter hatte jetzt, Anfang September, schon spätherbstliche Züge angenommen, und Jane dachte daran, daß die Welt immer verkehrter wurde. Erst dieser unnatürlich heiße Sommer, dann die für diese Jahreszeit schon beinahe arktische Kälte, die über Europa hinwegzog.

Sie stieg den Hang hoch und sah schon nach wenigen Schritten einen Teil des mächtigen Baumes.

Die Äste breiteten sich wie ein Dach aus, das Lebende und Tote schützte.

Jane schlitterte durch das feuchte Gras. Sie sah Regenwürmer, und selbst einige Frösche hüpfen vor ihr davon. Am düsteren Himmel kreisten nur wenige Vögel.

Der Baum warf einen tiefen Schatten, in den Jane Collins hineintauchen mußte. Etwas krampfte sich in ihr zusammen, als sie auf das nasse, dunkle Bündel schaute, das einmal ein Mensch gewesen war.

Hal Contni hatte die Riemen der Kameratasche schräg um seine Schulter gehängt und sie deshalb auch nicht beim Laufen verloren.

Jane bückte sich. Es fiel ihr schwer, die Leiche zu berühren, aber sie mußte sie zur Seite drücken, um den Riemen über den Kopf streifen zu können.

Es klappte, Jane machte einen Schritt von dem Toten weg und öffnete die vordere Klappe der Tasche. Sicherheitshalber wollte sie den Film aus der Kamera holen, dann war es nicht so schlimm, wenn ihr Apparat abhanden kam.

Ihre Augen weiteten sich. Das war nicht möglich, das war... ja, das war ein Unding.

Jane merkte selbst, wie bleich sie geworden war. Noch immer konnte sie es nicht fassen, riß die Lederhülle ab und hielt das in den Händen, was sich bisher darunter verborgen hatte.

Es war ein Klumpen Metall.

Die Kamera war so verformt und verbogen, als wäre sie durch eine große Hitze einfach geschmolzen.

Jane stand da, rührte sich nicht, schluckte ihren Ärger hinunter und fing an nachzudenken. Sie konnte sich einfach nicht vorstellen, daß es bei dieser Verformung mit rechten Dingen zugegangen war.

Hal hatte seine Kamera bestimmt nicht voller Wut mehrmals gegen die Kapellenwand geschlagen, die Deformation mußte andere Gründe

gehabt haben. Vielleicht paranormale?

Das brachte Jane auf den Gedanken, daß das Mädchen damit zu tun gehabt haben mußte, zumindest indirekt. Entweder hatte sie im nachhinein für die Zerstörung gesorgt oder es war bereits in der Kirche geschehen - aber da hatte Hal noch fotografiert. Jane erinnerte sich, ein Blitzlicht mehrmals hinter den Fenstern gesehen zu haben. Jedenfalls hatte Hal etwas fotografiert, das andere Augen nicht unbedingt zu Gesicht bekommen sollten. Der Fall wurde immer verworrener. Jane überlegte, wie sie vorgehen sollte. Gut, sie würde das Mädchen fragen, aber das würde sich hüten, die Wahrheit zu sagen. Elenor steckte tief drin.

Es war sinnlos, sich Vorwürfe zu machen oder über Dinge nachzudenken, die nicht mehr zu ändern waren. Jane mußte ihren Blick nach vorn richten. Es war wichtig, daß sie sich so rasch wie möglich mit John Sinclair zusammensetzte, denn mittlerweile war dies ein Fall für ihn und Suko geworden.

Sie ging denselben Weg zurück. Die deformierte Kamera nahm sie als Beweis mit. Jane lief schneller, weil sie Elenor nicht unnötig lange warten lassen wollte. Zudem gefiel es ihr plötzlich nicht, daß sie allein zurückgeblieben war. Da konnte leicht etwas schiefgehen. Sie hatte sofort zugestimmt, ihr den Weg zu zeigen. Jane war mittlerweile sehr mißtrauisch geworden. Sie glaubte, daß mehr dahintersteckte.

Schräg rutschte sie den Hang hinab, stützte sich dabei mit der Hand ab und erreichte die Straße.

Der Wagen stand rechts von ihr. In der grauen Dämmerung erinnerte er sie an ein wuchtiges düsteres Gebilde, das jemand wie ein Kunstwerk einfach auf die Straße gestellt hatte.

Sie konnte nicht erkennen, ob sich hinter der Scheibe etwas bewegte. Dafür sah sie etwas anderes, und das entsetzte sie bis tief in ihre Seele hinein.

Urplötzlich platzte das Fahrzeug auseinander. Das Dach und die Kühlerhaube hoben sich gleichzeitig, und Jane kam es vor, als spielte sich dieser Vorgang in einem Zeitlupentempo ab.

Dann schoß die Feuersäule hoch.

Grell - rot und gelb, ein Inferno aus brennendem Benzin. Jane Collins dachte noch an das Mädchen, bevor sie sich zur Seite warf und flach auf den Bauch fiel.

Einen Moment später war die Hölle schon über ihr!

Jane konnte nur hoffen, daß sie sich weit genug vom Schauplatz des Geschehens aufgehalten hatte und die Auswirkungen sie nicht besonders schlimm trafen.

Die Druckwelle zerrte an ihr. Sie spürte die Hitze des Feuers wie

einen mörderischen Gruß aus der tiefsten Hölle. Immer wieder kam es zu kleineren Explosionen.

Den Kopf hatte sie zur Seite gedreht, schaute über einen Teil des Bodens hinweg. Er war mit einem flackernden Muster aus Licht und Schatten bedeckt, das wie ein unruhiger Geist über das nasse Gras hinweghuschte.

Etwas krachte hinter ihr auf die Straße, um anschließend scheppernd weiterzurutschen. Jane schaute kurz hin. Es war eine Tür, die brannte und über den Weg schlitterte. Dichter Qualm trieb Jane entgegen. Die Reifen brannten. Es stank erbärmlich und raubte ihr den Atem. Aus dieser Hölle kam niemand mehr heraus, erst recht nicht jemand, der in ihrem Zentrum gesessen hatte wie Elenor.

Jane hatte Glück gehabt. Sie war nicht von umherfliegenden Teilen getroffen worden und riskierte es jetzt, sich zur Seite zu rollen und aufzustehen.

Auf der Straße lag die Tür. Sie qualmte nur noch und war halb in den Graben gerutscht. Jane wandte sich dem ausgebrannten Wagen zu. Er war nur mehr ein Wrack. Das große Feuer war zusammengesunken. Zwischen den platten geschwärzten Metallteilen flackerten nur mehr kleine Brände, die sich nicht ausweiten konnten.

Jane stand auf der Straßenmitte. Aus leeren Augen starrte sie auf das verkohlte Wrack, und wiederum dachte sie an das sechzehnjährige Mädchen.

Was blieb von einem Menschen zurück, der sich im Zentrum der Hölle befand?

Nichts, gar nichts. Da verschmorten selbst Metallteile zu nicht mehr identifizierbaren Klumpen.

Die Reifen qualmten. Der Rauch, der in dicken Wolken über die Straße wallte und sich auch in der Umgebung wie ein unheimlicher Nebel ausbreitete, war grauschwarz.

Jane ballte die Hände zu Fäusten. Sie mußte husten, als der Rauch in ihre Atemwege drang. Dennoch wollte sie näher an den Wagen heran, um nachzuschauen.

Ihre Beine zitterten. Sie fand eine Lücke zwischen zwei Rauchwolken. Sie kam relativ nahe an das Fahrzeug heran, wo sie dann von der Hitze getroffen wurde, die so stark war, als sollte die Haut von ihrer Stirn gelöst werden.

Sie mußte zurück, und sie wußte auch, daß Elenor keine Chance mehr gehabt hatte.

Das Mädchen war tot!

Seltsam, daß sie bei diesem Gedanken keine Trauer überkam, was normal gewesen wäre. Das empfand Jane mehr als ungewöhnlich, und sie dachte auch über die Gründe nach.

Für sie war Elenor, so harmlos sie auch wirkte, doch sehr raffiniert.

Es konnte ja durchaus möglich sein, daß sie den Wagen verlassen hatte, bevor er explodierte. Aber wieso war er explodiert? Es hatte überhaupt keinen Grund dafür gegeben! Und weshalb war er nicht eine halbe Minute später zu einem Flammenball geworden, wenn Jane bereits wieder hinter dem Lenkrad gesessen hätte?

Ihr kam in den Sinn, daß dies bewußt geschehen war. Wahrscheinlich hatte man sie verständigen wollen, und Jane sah es als eine letzte Warnung an. Hal Contni hatte sich schon zu weit vorgewagt und den Fehler begangen, in die Kapelle zu gehen.

Sie war auch dort gewesen, aber sie mußte sich eben anders verhalten haben als der Reporter.

Vielleicht hatte sich zwischen ihr und dem Mädchen auch so etwas wie ein Band der Sympathie entwickelt. Möglich war alles, sie konnte nichts ausschließen. Allerdings auch nicht, daß sie völlig falsch lag und Elenor in den Flammen umgekommen war. Darüber würde sie bald Auskunft erhalten. Es blieb ihr nichts anders übrig, als zu Fuß nach Glenfield zurückzugehen, eine Strecke, die sie in einer Stunde schaffen konnte.

Sie machte sich auf den Weg.

Hinter ihr blieb die Kapelle zurück. Der Wind hatte wieder an Stärke gewonnen. Er umbrauste sie, und es kam ihr vor, als würde er sie auslachen.

Jane fror plötzlich, aber diese Kälte kam diesmal von innen.

Glenfield gehörte keinesfalls zu den schmucken britischen Dörfern. Es war ein kleiner Ort, durch zwei Fabriken und andere kleine Zulieferbetriebe ziemlich industrialisiert, und dementsprechend sah er auch aus.

Man hatte die Häuser vor langer Zeit schon errichtet, es waren neue Zweckbauten. In ihnen wohnten zahlreiche Familien, zumeist Arbeiter der beiden Fabriken. Die eine stellte Papier her, die andere produzierte Verkehrsschilder und Büchsen.

Beide Fabriken standen an verschiedenen Seiten des Ortes und rahmten Glenfield praktisch wie zwei düstere Klötze ein. Wenn man von einem Dorfleben sprechen wollte, mußte man sich schon die Peripherie des Ortes anschauen, dort gab es noch die kleinen Häuser mit den Gärten und einen Hauch von Gemütlichkeit.

Ansonsten wirkte Glenfield geschäftig, wozu auch die Supermärkte mit beitrugen und all die anderen Läden, die sich in der Innenstadt verteilten.

Hier war auch Janes Hotel. Hal hatte es ausgesucht und war nach seinem Geschmack vorgegangen, der nicht unbedingt der der Detektivin war.

Das Hotel war ein grauer Klotz, ein Rechteck, mehr lang als breit. Es machte von außen einen tristen Eindruck, der sich in seinem Innern fortsetzte, wenn auch nicht so frappierend.

Jane war ziemlich erschöpft, als sie Glenfield erreichte und endlich den Eingang vor sich sah. Zu beiden Seiten der Tür standen die Fahrzeuge der Gäste. Sie mußte eine Glastür aufdrücken, damit sie die Lobby betreten konnte.

Auch hier konnte man gemütskrank werden. Daran änderte auch nichts die leise Musik, die aus irgendwelchen Lautsprechern drang und durch den Raum schwebte.

Man hatte einige Sitzgruppen aufgestellt. Klumpige braune Sessel mit ebenfalls braunen Tischen davor. Wer hier eingerichtet hatte, für den war der Begriff Geschmack ein Fremdwort geblieben.

Hinter der Rezeption stand ein Mann mit langen grauen Haaren. Er las in einer Zeitung, trug eine blanke, leicht zerschlissene Jacke, die an den Ärmeln durchgescheuert war. Als Jane auf ihn zutrat, nahm er seine Brille ab. Die Augen in seinem verlebten Gesicht richteten sich auf die leicht derangierte Frauengestalt.

»Was kann ich für Sie tun, Miß?«

»Nur meinen Schlüssel. Nummer 34.«

»Sehr wohl.«

Jane bekam ihn ausgehändigt, bedankte sich mit einem Nicken und nahm trotz des hinter ihr liegenden Marsches die Treppe, denn in der engen Aufzugkabine roch es scheußlich.

Ebenso scheußlich sah der Bodenbelag in der ersten Etage aus. In einer braunen Farbe zog er sich von einem Ende des Hotels hin bis zum anderen. Nur wenige Lichter brannten unter der Decke.

Janes Zimmer lag auf der linken Seite. Sie schloß auf und betrat den ebenfalls muffig riechenden Raum. Auch als sie das Licht eingeschaltet hatte, ließ sich die Tristesse nicht vertreiben. Manche Hotels sind eben so. Da steckt dann einfach der Wurm darin.

Aber es gab ein Telefon. Es stand neben dem kleinen TV-Apparat. Um diese Zeit, so hoffte die Detektivin jedenfalls, hielt sich John Sinclair in seiner Wohnung auf. Sie tippte die Nummer ein.

Nach dem vierten Durchläuten meldete sich der Geisterjäger.

»Ich bin es, Jane.«

»Oh, gibt's dich auch noch?«

»Das könnte ich dich ebenso gut fragen. Hör zu, John, ich brauche dich. Es wird nicht nur Ärger geben, es hat schon Ärger gegeben.«

»Weshalb?«

»Wegen eines Teenagers mit heilenden Kräften oder Fingern. Und auch wegen einer Kapelle und einer schwarzen Madonna. Reicht das für den Anfang, John?«

»Sicher. Aber ich würde gern mehr wissen.«

»Sollst du auch.« Jane setzte sich bequemer auf das Bett, strich ihre Haare zurück und gab einen sehr genauen Bericht, damit ihr Freund John auch große Ohren bekam und aufmerksam wurde.

Er hörte sehr gut zu und fragte schließlich nur noch ohne weitere Diskussion: »Wann sollen wir bei dir sein?«

»Gut, daß du Suko mitbringen willst.«

»Ich versuche es zumindest.«

»Morgen früh.«

»Das klappt. Oder sollen wir schon in der Nacht kommen?«

»Ist nicht nötig, John. Die hundertachtzig Meilen reißt du morgen runter. Das reicht auch. Allerdings mußt du dich auf etwas gefaßt machen. Wenn mich nicht alles täuscht, wird es ab morgen in Glenfield von Anhängern der kleinen Wunderheilerin wimmeln, denn es ist so etwas wie eine Sternoder Wallfahrt geplant. Sie wird dann ihren großen Auftritt haben, hörte und las ich.«

»Auch wenn sie tot ist?«

»Das ist eben noch die Frage.«

»Aber der Reporter ist tot.«

»Ja.«

»Willst du die örtliche Polizei einschalten, damit sie die Leiche abholt?«

Jane lachte leise. »Darüber wollte ich mit dir reden, John. Ich bin eher dagegen, denn ich möchte erstens kein Aufsehen und zweitens keine großen Fragen gestellt bekommen. Deshalb wollte ich dich fragen, ob du nicht veranlassen kannst, daß der Tote abgeholt wird, ohne daß die Öffentlichkeit etwas erfährt.«

»Das hatte ich mir schon gedacht, Jane.«

»Schaffst du es denn?«

»Sir James wird das schon drehen. Das bereitet mir die geringsten Sorgen. Ich denke nur daran, daß du in Glenfield ziemlich allein dastehst und in Gefahr bist.«

»Ich halte schon durch. Ab morgen kannst du dich ja um mich kümmern, wenn es dir Spaß macht.«

»Bei dir doch immer. Außerdem würde ich gern bei dir wohnen.«

»Ich habe ein Einzelzimmer.«

»Mich stört es nicht.«

»Chauvie!« zischte sie und legte auf. Aber sie lächelte dabei, denn Jane war froh, daß sie Unterstützung bekam. Sie hatte das Gefühl, als würde ihr der Fall allmählich über den Kopf wachsen. Hier waren Kräfte am Werk, denen sie nicht viel entgegenzusetzen hatte.

Den ersten Anruf hatte sie hinter sich. Jetzt mußte sie versuchen, mit den Hopkins Kontakt aufzunehmen. Jane besorgte sich ein Telefonbuch, suchte die Nummer heraus und wählte.

Zuerst war besetzt.

Nachdem sie den feuchten Mantel ausgezogen hatte, versuchte sie es ein zweites Mal, hatte Glück, denn es meldete sich eine brummige Männerstimme, die Jane nicht auf Anhieb verstand.

»Bin ich da richtig, bei Hopkins?«

»Ja.«

»Es geht um Ihre Tochter und...«

»Weiß ich, weiß ich.« Sie hörte jemand atmen. »Wenn hier angerufen wird, geht es immer um meine Tochter. Wir können es schon nicht mehr hören. Warten Sie bis morgen, dann fängt die Wallfahrt an und...«

»Sie verstehen mich falsch, Mr. Hopkins. Ich will nicht zu der Wallfahrt, ich möchte nur wissen, ob Ihre Tochter auch zu Hause ist?«

»Warum wollen sie das wissen?«

»Weil ich sie in der Kapelle getroffen habe und sie zu Fuß nach Hause gehen wollte, obwohl ich ihr anbot, sie mitzunehmen. Ich bin etwas in Sorge und...«

»Sie wird schon ihre Gründe gehabt haben, nicht mit Ihnen gefahren zu sein, Miß...« Jane hörte ein heftiges Schnauben, dann einen Fluch. »Verdammt noch mal, wer sind Sie eigentlich?«

»Eine Freundin.«

»Sagen Sie Ihren Namen.«

»Schon gut, Mr. Hopkins, ich danke Ihnen.« Jane legte auf und schüttelte den Kopf. Mit diesem Mann würde sie nicht zurechtkommen. Er war so anders als seine Tochter, das jedenfalls hatte Hal Contni behauptet, und der mußte es dank seiner Recherchen ja wissen.

Erst jetzt kam ihr zu Bewußtsein, wie allein sie war. In dieser düsteren Stadt fühlte sie sich wie in einem Gefängnis. Da gab es überhaupt nichts Freundliches, selbst in diesem Zimmer nicht, das dringend renoviert hätte werden müssen.

Jane fror noch immer. Was sie jetzt brauchte, auch um einer Erkältung vorzubeugen, war eine heiße Dusche. Die gab es zum Glück, auch wenn das Bad so eng wie eine Nische war. Da mußte man sich eben behelfen und sich schon im Zimmer entkleiden.

Die Heizung war nicht angestellt worden, und es war unangenehm kühl im Zimmer. Aus dem Koffer holte Jane frische Kleidung, legte sie auf dem Bett zurecht und stellte sich unter die Dusche. Ihre Gedanken waren alles andere als erfreulich. Sie kam sich vor wie jemand, der am Fuß einer breiten Treppe stand, hinauf mußte und nicht wußte, wo die Treppe endete, weil sie in einem schwarzen Schlund verschwand.

Immer wieder dachte sie an den Teenager.

Hatte Elenor überlebt oder war sie verbrannt? Jane konnte sich für keine der Alternativen entscheiden, und sie glaubte, in dem sie umgebenden Dampf des öfteren das Gesicht des Mädchens zu sehen,

das sie aus großen Augen anschaute. Sogar das Wasser kam ihr alt, verbraucht und muffig vor.

Jane wußte auch nicht, was mit ihr los war. Es konnte auch am Wetter liegen, das auf die Gemüter der Menschen drückte und sie in Depressionen trieb.

Jane trocknete sich ab, schlüpfte in die Unterwäsche und zog einen dicken rostfarbenen Pullover über, der sogar einen Rollkragen besaß und den Hals wärmte.

Obwohl die vergangenen Stunden ziemlich hart gewesen waren, verspürte sie Hunger. Bisher hatte sie in diesem Hotel noch nichts gegessen, obwohl man etwas anbot. Wenn das Essen so aussah wie das Gebäude selbst, würde sie sich ein anderes Restaurant suchen oder am besten in eine Pizzeria gehen.

Sie drehte sich um.

Der Blick fiel zum Fenster. Die Gardinen davor erinnerten an verwaschene Lappen. Die dichten Vorhänge hatte Jane nicht zugezogen, deshalb konnte sie auch die schwache Bewegung hinter der Gardine sehen.

Da war jemand!

Im ersten Stock?

Jane hielt den Atem an. Sie nahm ihre Waffe nicht mit, als sie auf das Fenster zuging, dabei am Schalter vorbeikam und das Licht löschte. Die Dunkelheit fiel wie ein grauschwarzes Filztuch über den Raum und hüllte alles ein.

Aber das Rechteck des Fensters zeichnete sich jetzt besser ab. Und auch der Umriß dahinter. Es war der einer menschlichen Gestalt, ziemlich schmal, blaß - verdammt, das war sie.

Das war Elenor!

Jane kam der Gedanke, daß sie genau das Falsche tat, als sie verblüfft stehenblieb. Sie schloß für einen Moment die Augen und öffnete sie wieder. Eigentlich rechnete sie damit, daß die Gestalt verschwunden war, aber sie stand, nein, sie schwebte noch immer dort.

Und es war Elenor Hopkins!

Zwar konnte sich Jane darauf keinen Reim machen, aber sie ging einfach davon aus, daß Elenor eine Leiter gegen die Wand gestellt hatte oder aber die Gabe der Levitation besaß.

Ein Schauer kroch Jane über den Rücken. Ihre Kehle war trocken geworden. Sie schlich dann auf das Fenster zu, um mehr von dieser Erscheinung sehen zu können.

Dazu mußte sie die Gardine zur Seite schieben. Als sie den Stoff berührte, merkte sie, wie rauh er war.

Dann ein Ruck. Die Gardine wischte zur Seite. Freie Sicht auf das Fenster und die Dunkelheit eines tristen Hofes dahinter.

Mehr auch nicht.

Jane sah keine Elenor Hopkins mehr. Sollte sie sich tatsächlich dort aufgehalten haben, war sie verschwunden wie ein Geist. Oder sie war selbst ein Geist gewesen, vielleicht war es ihr Astralkörper.

Jane hörte sich selbst stöhnen. Sie rechnete damit, daß die anderen Kräfte ein nervenzerfetzendes Spiel begonnen hatten, und es kostete sie Überwindung, das Fenster zu öffnen.

Nur kalte Luft quoll ihr entgegen. Ein Geist war jedenfalls nicht zu sehen.

Sie zog sich wieder zurück. Unten bellte ein Hund sehr laut, dann jaulte er und war still.

Jane Collins schloß das Fenster wieder. Sie ließ sich auf dem Bett nieder. Im Dunkeln saß sie da und überlegte. Was sollte sie tun, wie sollte es weitergehen? Der Appetit war ihr vergangen. Sie mußte sich jetzt um die junge Wunderheilerin kümmern. Das klappte am besten, wenn sie dorthin ging, wo sie wohnte. Die Adresse wußte sie. Die Hopkins' lebten nicht weit von diesem Hotel entfernt in einem uralten Backsteinhaus.

Bevor Jane das Hotel verließ, warf sie noch einen Blick in das Restaurant. Der Raum war praktisch in zwei Hälften geteilt. In einem Teil konnte sich der Gast mit Fast Food am Büfett versorgen, in der anderen Hälfte gab es normales Essen, das auch serviert wurde. Jane Collins schaute sich im Fast-Food-Bereich um. Als sie in die Vitrinen hineinsah und die vorbereiteten Häppchen sah, verging ihr der Appetit vollends. Die Sandwichs waren zu alt, der Salat ebenfalls, und das Roastbeef sah auch nicht gut aus.

Sie verzichtete auf ein derartiges Mahl. Der enttäuschte Blick eines Verkäufers begleitete sie, als sie das Restaurant verließ und danach auch das Hotel.

Der Wind pfiß ihr ins Gesicht. Jane hatte den Mantel notdürftig gereinigt und ihn dann wieder übergestreift. Sie stellte den Kragen hoch, damit ihr die Kälte nicht zu sehr in den Nacken drang. Ein Fahrzeug stand ihr nicht zur Verfügung. Sie hatte sich ganz auf Contnis Geländewagen verlassen, dessen Reste jetzt in einen Mülleimer paßten.

Für den Vorabend an einem Wallfahrtstag war es ziemlich still in Glenfield. Zwar herrschte noch etwas Betrieb auf den Straßen, es fuhren auch Busse, aber der Verkehr konzentrierte sich mehr im Zentrum des Ortes. An den Rändern war es ruhiger. Da konnte Jane die Menschen, die ihr begegneten, an einer Hand abzählen.

Sie mußte zweimal fragen, um die Adresse herauszufinden. Beim zweitenmal bekam sie noch eine Warnung mit auf den Weg. »Da

müssen Sie aufpassen, Miß!«

»Warum?«

Der Mann rückte seinen Hut zurecht. »Weil das Haus bewacht ist. Morgen geht es dann richtig los.«

»Wann werden die ersten hier erwartet?«

»Schon früh.«

»Und sie wandern alle zu dem Haus?«

»Klar doch. Sie werden es belagern. Kranke und Gesunde, Krüppel und Verwachsene, was weiß ich. Zwei Busse sind schon eingetroffen. Sie stehen auf dem Parkplatz der Papierfabrik.«

»Was sagt denn die Kirche dazu?«

Der Mann bekam große Augen. »Die hält sich raus. Vorerst zumindest. Glauben Sie nur nicht, daß hier von einem Wunder gesprochen wird. Ich weiß ja nicht, wie das geht, aber ich kann mir vorstellen, daß es der Kirche schon komisch sein wird. Jedenfalls will unser Reverend nichts damit zu tun haben.« Er tippte Jane an. »Ihr, die Fremden, seid es doch, die hier den Wirbel machen. Da haben sich schon Geschäftsleute zusammengesetzt, um Land zu kaufen. Auch Häuser sollen aufgekauft werden. Stellen Sie sich mal vor, was hier los ist, wenn Glenfield zu einem englischen Lourdes hochgeredet wird.«

»Lieber nicht«, sagte Jane.

»Meine ich auch.«

»Sie kennen Elenor aber.«

»Klar, ich bin von hier. Früher war sie ganz normal. Erst in der letzten Zeit ist das durchgedrungen. Meine Frau ist Krankenschwester. Die kennt sich etwas aus und meint, daß diese Dinge mit der Pubertät der Kleinen zusammenhängen. Aber da bin ich überfragt. Ich erlebe nur mein blaues Wunder, wenn ich zu spät aus dem Pub nach Hause komme. Und genau in den Pub gehe ich jetzt.«

»Dann viel Spaß.«

»Danke, werde ich haben.«

Der Mann zog seine Jacke fester zu und drückte den Hut tiefer in die Stirn. Dann verschwand er pfeifend und ließ Jane zurück, die sehr nachdenklich geworden war.

Da gab es einige Dinge, die ihr sehr suspekt waren. Der Begriff Pubertät war gefallen. Das konnte einen jungen Menschen natürlich schon sehr verändern. Es mußte aber nichts zu bedeuten haben, wenn man die Reaktionen der Wunderheilerin in Zusammenhang mit der Madonna brachte.

Sie spielte sicher eine entscheidende Rolle, das war Jane Collins schon klar.

Jane Collins überquerte die zugige Straße und passierte sehr bald eine kleine Grünfläche, auf der verlassene Bänke standen. Die Gegend war einsam geworden. Später änderte sich dies. Sie ging an zwei

breiten Bauten vorbei, wo Autos hinter langen Schaufenstern standen, bog in eine Gasse ein, scheuchte eine Katze aus ihrer Ruhe und mußte wieder eine Straße überqueren, um an den Rand von Glenfield zu gelangen, wo auch die kleineren Häuser standen.

Sie verteilten sich in langen Reihen auf mehrere Straßen. Irgendwie sahen sie alle gleich aus. Eng, aus Backsteinen errichtet, ohne Keller, dafür mit den unterschiedlichsten Anbauten an den Rückseiten.

Die Hopkins' lebten nicht in einem derartigen Bau. Ihr Haus war größer, stand abseits und war von einem Garten umgeben, von dem in der Dunkelheit aber keine Einzelheiten zu erkennen waren.

Jane blieb in einiger Entfernung stehen und schaute sich das Haus von der Vorderseite her an.

Fast hinter jedem Fenster leuchtete das Licht. Manchmal sah sie auch einen Schatten durch den Schein huschen, doch sie konnte nicht erkennen, ob einer dieser Schatten zu Elenor gehörte. Dazu war sie zu weit entfernt.

Sie näherte sich vorsichtig, aber sie kam nicht auf das Grundstück. Unter Bäumen an der Seite parkte ein großer dunkler Wagen, ein Transporter. Plötzlich schwang die hintere Tür auf.

Ein Mann sprang heraus. »He, Sie...!«

Jane drehte sich um. »Meinen Sie mich?«

»Wen sonst?« Der Mann kam näher. Er trug die Uniform eines privaten Wachdienstes. »Hören Sie zu, Madam, es ist nicht erlaubt, das Grundstück zu betreten.«

»Das habe ich auch nicht getan.«

»Sie wollten es aber. Wir haben den Auftrag, Neugierige fernzuhalten. Auch mit Gewalt. Das sollten Sie wissen.«

»Okay, begriffen. Aber eines noch. Wie wird es morgen aussehen? Werden Sie die Massen dann auch zurückhalten?«

Er grinste, weil er sich stark und sicher fühlte. »Sicher doch, da werden wir Sperren errichten und die Gaffer damit auf Distanz halten. So nahe wie heute kommen Sie nicht mehr heran. Da gebe ich Ihnen mein Wort.«

»Gute Arbeit, gratuliere.«

Der Wächter war irritiert. »Wollen sie mich verarschen?«

»Überhaupt nicht. Ich bin Detektivin, die Familie hat mich engagiert. Ich schaue ebenfalls nach.«

»Davon weiß ich ja nichts.«

Jane lächelte hintergründig. »Alles, mein Lieber, wird man Ihnen auch nicht sagen.« Bevor der Kerl noch etwas erwidern konnte, war Jane Collins bereits gegangen. Die Detektivin gehörte nicht zu den Menschen, die so schnell aufgaben. Das Haus wurde bewacht, der Grund dafür lag auf der Hand.

Wahrscheinlich hätte sie in einer ähnlichen Lage ebenso gehandelt.

Aber sie mußte wissen, ob der Teenager noch lebte oder verbrannt war.

Jane suchte sich einen günstigen Platz, von wo aus sie das Haus im Auge behalten und selbst nicht so leicht gesehen werden konnte. Eine Plakatsäule bot sich an. Sie war einfach zu verführerisch. Das hatte auch ein Aufpasser aus der Truppe gewußt und ebenfalls dort Posten bezogen. Als er Jane sah, hörte er damit auf, in sein flaches Funkgerät zu flüstern. Er starrte sie böse an und veränderte seinen Gesichtsausdruck auch nicht, als sie neben ihm stehenblieb.

»Ist was?«

»Klar. Passen Sie auf, daß Ihnen Elenor nicht entwischt.«

»Keine Sorge, das würden wir sehen.«

»Ist sie im Haus?«

»Wo sonst? Damit Neugierige wie Sie nicht an sie herankommen. Ist doch klar.«

»Stimmt, Meister, und schöne Wache noch.« Jane ließ ihn stehen. Seine Aussagen hatten sie einigermaßen beruhigt, aber sie war noch nicht überzeugt. Erst wenn sie das Mädchen mit eigenen Augen gesehen hatte, würde es ihr besser gehen.

Jane suchte weiter nach einer Deckung. Dabei wollte sie nicht auffallen. Die Aufpasser der Wachgesellschaft machten ihren Job sehr gut. Nicht immer hatten sie ein derartiges Objekt zu bewachen, und ihre Wichtigkeit würde sich noch steigern, wenn am nächsten Tag die Besucher ankamen, um von Elenor Hopkins wahre Wunderdinge zu erwarten. Einerseits war sie geschützt und bewacht, andererseits brauchte sie eine gewisse Freiheit, wie Jane erlebt hatte, als sie Elenor bis zur Kirche gefolgt war. Daß bei ihr einiges nicht mit rechten Dingen zuging, stand fest. Es lag nicht allein an Elenor selbst, sie wirkte ziemlich normal. Jane kam einfach nicht über die spirituelle Leere hinweg, die in der kleinen Kapelle geherrscht hatte. Daß so etwas überhaupt hatte eintreten können, bereitete ihr Sorgen. Die Hoffnung war aus der kleinen Kirche vertrieben worden und hatte einem bösen Druck Platz geschaffen.

Dem Druck der Hölle?

Jane schluckte, als sie daran dachte und stellte sich wieder das Bild der schwarzen Madonna vor.

Ihrer Ansicht nach war nicht Elenor der springende Punkt in diesem Fall, sondern die schwarze Madonna. Sie mußte herausfinden, was hinter ihr steckte, welches Rätsel sich da verbarg. Wenn sie das geschafft hatte, lag der Weg zu dem Teenager frei.

Jane dachte über die Probleme nach, als sie neben einer alten Straßenlaterne stand. In dem Laden dahinter waren einige Antiquitäten im Schaufenster ausgestellt, aber auch Bilder der jungen Wunderheilerin. Ihr Gesicht war von verschiedenen Rahmen umgeben.

Manche bestanden aus Metall, andere aus Holz. Alles sah irgendwie kitschig aus, ebenso wie die kleinen Marienstatuen.

Jane drehte sich um und hob die Schultern. Der Wind rauschte über die Dächer hinweg. Die Laternen warfen ein bläulich schimmerndes Licht auf den dunklen Boden. Es sah aus, als hätte sich helles Wasser dort verlaufen.

Jane ging denselben Weg zurück. Sie wußte, wo die Aufpasser standen und lächelte ihnen zu. Die Männer schauten sie böse an. Froh waren sie über diesen Job auch nicht.

Wenn Jane an das Hotel dachte, wurde ihr ebenfalls ganz anders. Es zog sie nichts in diesen Bau zurück, aber sie wollte etwas essen und würde es auch tun.

Noch einmal blieb sie stehen und schaute zurück. Neben ihr am Straßenrand gurgelte Wasser in einen Gully.

Das Haus der Familie Hopkins schien ihr wie auf einem Präsentierteller zu liegen.

Sie richtete ihren Blick auf die Fenster. Hinter einem in der oberen Etage entdeckte sie dann auch den Schatten.

War es Elenor, die dort stand? Noch hielt sie sich hinter einer dünnen Gardine auf, die ihre Umrisse verzerrte. Es hätte ebensogut eine andere Person sein können.

Dann bewegte sich die Gestalt, und mit ihr die Gardine. Eine Lücke entstand, die Gestalt erschien deutlicher.

Jane bewegte die Augen. Ihre Lippen bildeten einen dünnen Strich. Sie hatte sehr deutlich den geheimnisvollen Teenager erkannt. Und das Mädchen schaute in Janes Richtung. Es schien einzig und allein auf sie fixiert zu sein.

Die Detektivin bewegte sich nicht.

Starr blieb sie stehen.

Blicke trafen sich.

Über die Entfernung hinweg spürte Jane, daß es plötzlich zwischen ihr und dem Mädchen eine Verbindung gab. Nichts trennte sie mehr. Die eine schien nur mehr Augen und Gedanken für die andere zu haben.

Gedanken auch?

Es war, als hätte man ihr einen innerlichen Stoß gegeben. Jane beugte sich vor, sie spürte den Anprall in ihrem Kopf und konnte ihn nirgendwo zuordnen.

Sie suchte nach einem Vergleich, und es kam ihr vor wie ein geistiger Hammerschlag.

Sie wandte sich ab.

Die Gedanken verschwanden. Fremde Gedanken, die ihr nicht wohlgesonnen waren.

Jane ging einige Schritte zur Seite, blieb stehen und atmete tief

durch. Sie merkte, daß sie zitterte.

Und sie war plötzlich der festen Meinung, daß die andere Person sehr gut über sie Bescheid wußte.

Nicht nur das erschreckte sie. Jane dachte sehr wohl über die Boshaftigkeit der fremden Gedanken nach, die sie erwischte hatten. Sie waren gnadenlos gewesen, haßerfüllt und gleichzeitig wissend.

Auch Jane Collins wußte nun, daß Elenor Hopkins und sie bestimmt keine Freundinnen werden konnten. Dazu waren sie nicht nur zu verschieden, es war noch viel mehr, was sie trennte.

Sie waren Feindinnen! Zwei Personen, die in verschiedenen Lagern standen und die sich haßten.

Doch Jane Collins wußte eines sehr genau.

Sie würde nicht zurückschrecken. Sie würde den Kampf gegen diese Person aufnehmen.

Sie atmete tief durch und schüttelte den Kopf, als wollte sie die Erinnerung vertreiben. Sie spürte einen hämmernden Druck im Kopf, der sich überall verteilte, gegen ihre Schläfen pochte und sich auch im Hinterkopf ausbreitete.

Ich muß etwas essen, dachte sie, auch was trinken. Sie versuchte, sich bewußt abzulenken, um dieser geistigen Verfolgung zu entweichen. Was sie an diesem Abend erlebte, war mehr ein Vorspiel.

Die eigentliche Auseinandersetzung würde erst noch kommen. Das war so sicher wie das Amen in der Kirche.

Sie überlegte, ob sie sich davor fürchten mußte. Ja, es würde ein harter Kampf werden, und sie stand ziemlich allein. Jane lenkte ihre Schritte dorthin, wo sie einen Lichtstreifen sah, der in breiter Front aus einem Pubfenster fiel.

Jane betrat den Laden, und eine Mischung aus Rauch und Bierdunst schlug ihr entgegen.

Die Menschen, die sich hier aufhielten, sahen nicht eben wie Einheimische aus. Sie erinnerten sie an Reporter, und das wiederum ließ sie an Hal Contni denken. Er hatte den richtigen Riecher gehabt und sie auf die Spur gebracht.

Auch Reporterinnen befanden sich unter den Gästen. Natürlich gab es nur ein Thema an der Theke: Elenor Hopkins. Ein jeder versuchte seinen Nachbarn zu übertrumpfen, so wurden Vergleiche gezogen und dabei himmelhoch übertrieben.

Man sprach bereits von einem englischen Lourdes. Von neuen Hotels und Landkäufen, von einer zweiten Stadt, die errichtet werden mußte, um die Massen der Pilger aufzunehmen, die das Mädchen mit den Wunderkräften sehen wollten.

Jane hatte sich kaltes Roastbeef bestellt. Dazu trank sie ein Bier. Sie saß an einem Tisch in der Ecke und hörte den Gesprächen zu. Sie drehten sich ausschließlich um Elenor, doch so intensiv sie sich auch

mit ihr beschäftigten, eines bekamen sie nicht in die Reihe: Sie waren nicht in der Lage, nach den Hintergründen zu forschen. Die Unterhaltungen bewegten sich im Kreis. Es ging immer nur um die Vorgänge, die offensichtlich waren, nicht aber um das was dahinterstecken könnte: die schwarze Madonna und die Kapelle.

Davon wußte keiner der Reporter etwas, und Jane konnte nur hoffen, daß sie die einzige blieb.

Wenn sie sich vorstellte, daß die Meute die Kapelle stürmte, wurde ihr ganz anders. Dazu durfte es nicht kommen. Der Wirt brachte ihr das Bestellte. Es gab eine Remouladensoße zu dem Fleisch und einige halbe Kartoffeln.

»Guten Appetit.«

»Danke.«

Das Fleisch schmeckte ihr gut. Das war schon etwas anderes als die Happen im Hotel.

Jane aß und trank langsam, wurde hin und wieder von der Theke her nachdenklich und auch mißtrauisch angeschaut. Sie machte den Eindruck einer Fremden, die sich allerdings nicht an der allgemeinen Unterhaltung beteiligte. Aus den Gesprächen hatte sie herausgefunden, daß auch Reporter aus Frankreich und Irland anwesend waren. Sie hatten das Gras wachsen gehört.

Jane wollte auch nicht in die Diskussion mit einbezogen werden, deshalb leerte sie Teller und Glas auch so schnell wie möglich. Sie zahlte, bevor sie sich noch die Lippen abgewischt hatte.

»Wollen Sie schon gehen?« fragte der Wirt, als er das Geld entgegennahm.

»Ja, ich bin müde.«

Der Mann grinste. »Morgen ist ein großer Tag. Ich hätte anbauen können. Alle Plätze sind bereits reserviert. Auch an der Theke werden sie keinen Platz finden.« Er blickte Jane an. »Aber wenn Sie wollen, kann ich für Sie eine Ausnahme machen. Ich meine, wir beide werden schon ein Plätzchen finden.«

»Das glaube ich Ihnen gern, aber es ist nicht meine Art. Tut mir leid für Sie.«

»Na ja.«

Jane strich das Wechselgeld ein und erhob sich. Sehr schnell und auch grußlos verließ sie den Pub.

Draußen atmete sie tief durch. Die Luft war klar und rein, wenn sie sie mit der in der Kneipe verglich. Jane verspürte tatsächlich eine gewisse Müdigkeit, deshalb steuerte sie das Hotel an.

In der Halle blieb sie überrascht stehen. Zahlreiche Gäste waren neu angekommen und bevölkerten sie. Man schaute sich um. Man stand inmitten der zahlreichen Koffer. Man unterhielt sich. Natürlich nur über ein Thema.

An der Rezeption drehten die beiden Angestellten beinahe durch. Dem Ansturm waren sie kaum gewachsen. Jane schätzte sich glücklich, ein Zimmer zu haben, auch wenn dies nicht ihren idealen Vorstellungen entsprach.

Sie fuhr hoch. Es hatte sich nichts verändert. Der Gang lag noch immer im Licht der trüben Beleuchtung. Die Lampen waren in die dunkle Decke integriert worden. So hatte man vor mehr als zwanzig Jahren gebaut. Die Detektivin fühlte sich ziemlich müde. Ihre Schritte waren schleppend geworden. Sie freute sich jetzt auf ihr Bett.

Als sie das Zimmer betrat, kam ihr dessen Unpersönlichkeit richtig zu Bewußtsein. Die Leere gefiel ihr überhaupt nicht. Sie zog den Mantel aus, setzte sich auf das Bett und spürte die Müdigkeit durch ihren Körper fließen.

Schlafen, nur schlafen.

Jane zog sich aus. Die Decke war dünn, sie wärmte kaum, zudem kratzte sie noch.

Das war ihr alles egal.

Nur schlafen.

Bevor sie sich in Morpheus' Arme begab, sah sie vor sich ein Bild. Es war die Gestalt eines Mädchens, und die kleine Elenor Hopkins lächelte ihr zu.

Doch das Lächeln war so eisig wie Gletscherwasser...

Auch jemand anderer ging um diese Zeit zu Bett, und dieser andere war ich.

Mit meinem Freund Suko, der nebenan wohnte, hatte ich zuvor noch über Janes Anruf gesprochen, und vor allen Dingen über Elenor. Da mich mein letzter Fall nach Korsika geführt hatte und ich zuvor einige Zeit in Germany gewesen war, befand ich mich, was die Dinge in meiner Heimat anging, nicht mehr auf dem neuesten Stand. Suko hatte mich da aufklären sollen.

Er war zwar mit auf Korsika gewesen, doch zuvor war ihm auch nichts zu Ohren gekommen.

Da konnte nur Lady Sarah helfen. Schon auf der Bettkante sitzend beschloß ich, sie anzurufen. Die Horror-Oma, bei der Jane Collins bekanntlich wohnte, gehörte zu den Menschen, die sich immer sehr gut auskannten.

Sie war sehr belesen, hielt Augen und Ohren offen und würde mir bestimmt mehr sagen können.

Außerdem gehörte sie zu den Menschen, die nicht so früh zu Bett gingen. Sie würde sogar froh über die Störung sein, da kannte ich sie gut genug.

Sehr schnell hob sie ab und erkannte mich an meinen Lachen, den

Namen hatte ich gar nicht gesagt.

»Aha, der verlorene Sohn ist zurückgekehrt.«

»Wieso das?«

»Weil ich so lange nichts mehr von dir gehört habe, mein Junge. Was ist denn so wichtig, daß du eine alte Frau bei einer ihrer wichtigsten Beschäftigungen unterbrichst?«

Da ich im Hintergrund Geräusche hörte, fragte ich, wie wichtig denn die Beschäftigung war.

»Ich schaute mir gerade einen Film an.«

»Ist er spannend?«

»Es geht.«

»Aber gruselig?«

»Nicht so sehr. Warte einen Moment.« Es wurde still. Sie hatte den Apparat ausgeschaltet. »So, jetzt nenn mir nur den Grund, weshalb du mich zu dieser Zeit störst.«

»Was dir bestimmt nicht so unangenehm ist.«

»Das steht auf einem anderen Blatt.«

Ich legte mich hin, um in einer bequemen Haltung zu telefonieren.

»Es geht um...«

»Jane«, unterbrach sie mich.

»Sehr richtig.«

»Dachte ich mir.«

»Warum?«

Sarahs Stimme klang etwas skeptisch. »Sie hat sich da auf eine Sache eingelassen, die sich harmlos anhört, die es aber sicherlich nicht ist, mein Junge.«

»Woher weißt du das?«

»Nase, John, einfach Nase. Ich kann zwischen den Zeilen schnüffeln, wenn du willst.«

»Das denke ich mir.«

»Sie ist nach Glenfield gefahren, allerdings nicht allein. Ein Bekannter hat sie begleitet. Er heißt Hal Contni und ist...«

»Tot!« vollendete ich.

Man konnte Sarah Goldwyn, die Horror-Oma, nicht so leicht schocken. In diesem Fall hatte ich es geschafft, denn plötzlich wurde sie sehr still. Bis sie dann fragte: »Aber Jane lebt doch...?« Da zitterte die Stimme etwas nach.

»Ja, sie schon.«

»Gut, John, gut.« Sie atmete auf.

»Und weiter? Was ist sonst noch geschehen?«

»Ich weiß einfach zuwenig, Sarah. Ich dachte mir, daß du mir helfen kannst.«

»Hast du denn nicht mit Jane gesprochen?«

»Doch, aber nicht lange genug. Ich habe einfach zuwenig erfahren.«

Ich drehte mich auf die Seite.

»Du wirst sicherlich mehr über die Hintergründe wissen.«

Sarah brummelte etwas ins Telefon. »Kaum, John. Darauf kann ich mich nicht einlassen.«

»Jane spricht oft mit dir. Wenn sie sich an einem Fall festbeißt, dann gibst du so lange keine Ruhe, bis du etwas erfahren hast.«

Sie lachte, fühlte sich irgendwo geschmeichelt und gab mir recht. »Natürlich habe ich nachgehakt. Ich ärgerte mich sogar, daß sie mich nicht mitnahm.« Dann ein Seufzen. »Bei meinem Alter muß man Rücksicht auf die Knochen nehmen. Damit tröste ich mich. Wie du weißt, ging es um Elenor Hopkins, einen Teenager von sechzehn Jahren.«

»Klar.«

»Elenor ist nicht nur ein junges Mädchen, sondern auch eine Wunderheilerin. Das jedenfalls hat man ihr nachgesagt. Klar, daß sich die Presse darauf gestürzt hat. Zuerst die lokale, dann wurde über sie im Rundfunk berichtet, und schon stürzten sich andere Medien auf dieses Ereignis. Das lokale Fernsehen und die überregionalen Zeitungen schickten Reporter. Einer davon hieß Hal Contni. Er muß wohl gespürt haben, daß mehr dahintersteckt als nur Gerede. Er hat sich schließlich mit Jane in Verbindung gesetzt, denn sie kannte er aus früheren Zeiten. Er wußte, daß sie sich mit Vorgängen beschäftigt, die etwas außerhalb der Norm liegen.«

»Das ist zu mager, Sarah.«

»Richtig, aber man konnte es nicht packen. Auch Contni wußte nicht so recht Bescheid.«

Ich überlegte. »Wenn man so spricht, dann kommen eigentlich nur magische Kräfte in Betracht. Schwarzmagische, böse. Mächte von der anderen Seite.«

»Bei einer Wunderheilerin, John?«

»Das kommt mir ebenfalls komisch vor, wenn ich ehrlich sein will. Und auch die Tatsache, daß Jane von einer Kapelle gesprochen hat, als ich mich mit ihr unterhielt.«

»Davon weiß ich nichts.«

»Glaube ich dir gern. Jedenfalls gibt es diese Kapelle, und sie steht in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Fall. Ich will nicht sagen, daß sie und das Mädchen zusammengehören, aber eine Rolle spielt sie schon.« Ich räusperte mich. »Nur kann ich mir schlecht vorstellen, was eine Kapelle mit den Mächten des Bösen zu tun hat, aber Jane denkt daran. Sie hat zudem von der Madonna gesprochen, die eine große Rolle spielen muß. Sie sah die Statue und bekam es mit der Angst zu tun. Auch die Kapelle muß ihr nicht ganz geheuer gewesen sein.«

»Davon weiß ich nichts. Aber es ist typisch, daß sie mich nicht

informiert.« Ärger schwang in Sarah Goldwyns Stimme mit. Danach fragte sie wieder normal. »Und wie sieht das Fazit aus, Junge?«

»Das ist recht simpel. Ich muß hingehen und mich selbst überzeugen. Ich werde ziemlich früh fahren.«

Ich lachte. »Klar, so kann man es auch sagen.«

»Dann brauche ich kein schlechtes Gewissen zu haben.«

»Sicherlich nicht, Sarah. Um noch einmal auf das Mädchen und die Kapelle zurückzukommen. Beide müssen in einer direkten Verbindung zu einander stehen.«

»Und die schwarze Madonna.«

»Auch die. Wenn wir davon ausgehen, daß Elenor tatsächlich heilen kann, dann muß ihr der Satan diese Kräfte eingegeben haben, nicht dessen Feinde.«

»Kann hinkommen.«

»Stimmt sogar«, sagte ich.

»Er wird mit ihr spielen. Er wird das Mädchen so lange unter seiner Kontrolle halten, wie es ihm nutzt. Nur weiß die Kleine das nicht, John. Und das finde ich schlimm.«

»Bist du sicher?«

»Ich gehe davon aus.«

»Ich nicht, Sarah.« Das Liegen war auch nicht das Wahre, deshalb richtete ich mich auf. »Vielleicht will Elenor es nicht anders. Sie liebt ihn indirekt.«

»Wie kannst du so etwas sagen?« Sarahs Stimme klang entrüstet.

»Indem sich Elenor der schwarzen Madonna zuwendet. Sie ist es doch, die immer in die Kapelle geht und sich um diese Figur kümmert. Das jedenfalls weiß ich von Jane. Und es muß dort etwas vorgefallen sein, das den Reporter in den Tod getrieben hat. In einen Tod, der nicht normal ist, denn als Jane ihn fand, da war sein Gesicht vollkommen schwarz, verbrannt und nurmehr eine flache Fläche. Sie sah noch die Augen, die ungewöhnlich bleich schimmerten.«

»Das ist etwas anderes«, flüsterte die Horror-Oma.

»Ich glaube auch.«

»Dann solltest du so schnell wie möglich nach Glenfield fahren und ihr beistehen. Am besten ist es, wenn du Suko mitnimmst. Ich könnte allerdings auch...«

»Nein, nein!« rief ich laut. »Nicht du, Sarah, Suko werde ich mitnehmen, aber du bleibst unsere Beraterin. Ist das gut so?«

»Einverstanden.«

»Dann bedanke ich mich für die Information. Und dir wünsche ich noch einen schönen Film.«

»Nein, den schaue ich mir nicht weiter an. Ich werde mich hinlegen und nachdenken.«

»Meinetwegen.«

»Grüß Jane von mir, mein Junge«, sagte sie und sprach wie meine Mutter. Ihre Stimme war plötzlich weich geworden.

Ich legte auf.

Natürlich war ich hellwach, ging in die Küche und trank einen Schluck Mineralwasser. Wenn mich nicht alles täuschte, rollte da etwas auf uns zu, das sich leicht zu einer Lawine entwickeln konnte.

Ich schüttelte mich, als ich daran dachte. Im Hals spürte ich das Kratzen, im Magen lag der dumpfe Druck.

Vorahnungen des kommenden Unheils...

Jane Collins war zwar eingeschlafen, doch es war kein Schlaf, wie sie ihn liebte. Er war nicht; so tief, nicht so erquickend. Wäre sie wach gewesen und hätte *na* ch einem Vergleich gesucht, so wäre ihr wahrscheinlich in den Sinn gekommen, daß sie zwar schlief, aber dann wegtrieb, hinein in einen großen See mit zahlreichen Strudeln, die versuchten, sie in die Tiefe zu zerren.

Jane blieb an der Oberfläche.

Sie lag auf dem Rücken. Das Fenster zeichnete sich als graues Rechteck ab. Es war nicht sehr dunkel im Zimmer und auch im Hotel nicht ruhig. Die ankommenden Gäste suchten ihre Zimmer auf, und sie gingen nicht eben leise zu Werke, aber das wiederum konnte Jane Collins nicht stören.

Was ihren Schlaf unruhig werden ließ, waren nicht die äußeren Geräusche, sondern ihr innerer Zustand. Sie kam sich aufgepeitscht vor, ihr Unterbewußtsein drehte sich wie ein Motor, und er vervielfältigte ihre Unruhe noch.

Sie schwitzte.

Sie bewegte sich.

Manchmal zuckte sie mit den Händen, dann wiederum seufzte oder stöhnte sie leicht auf, als hätte sie etwas Furchtbares gesehen, was sich in ihren Träumen abspielte.

Noch bekam sie die einzelnen Traumsequenzen nicht in die Reihe. Noch war das Bild zu grob. Im Hintergrund jedoch stand bereits die Drohung wie ein furchtbares Ungeheuer.

Jane sackte ab. Sie fiel tief hinein in die Traumwelten und empfing die ersten Bilder.

Sie sah die Kapelle einsam im Gelände stehen. Sie sah einen Himmel, der sich immer mehr verdunkelte. Aus den Wolken hervor schob sich ein furchtbares Ungeheuer, dem sie nicht Herr werden konnte. Es vergrößerte sich von Sekunde zu Sekunde, es war nur ein mächtiger Schatten, aber es war gefährlich. Es erdrückte die Menschen, es vernichtete ihre Seelen, und nur eine blieb verschont.

Die der kleinen Elenor.

Das Mädchen schritt dem Monstrum furchtlos entgegen. Es hatte beide Arme ausgestreckt und schien in den kompakten Schatten hineinzugreifen.

Plötzlich schwebte Elenor über den Boden. In einer schiefen Ebene glitt sie auf den Schatten zu, um von ihm geschluckt zu werden. Elenor hatte die Arme auch weiterhin nach vorn gestreckt. Sie wirkte so klein in der Luft, aber sie kam der träumenden Jane Collins nicht vor wie ein Engel.

Plötzlich - sie hatte den Schatten noch nicht erreicht - drehte sie um. Jane sah das Gesicht.

Kein Mädchengesicht, sondern eine Fratze!

Grausam, schlimm, mit gefährlichen, mit bösen und flammenden Augen, wie sie nur der Teufel aufwies.

Nein, auch nicht der Teufel. Das Gesicht gehörte schon einer Frau, obwohl es eigentlich keines war, denn die Züge verschwammen wieder, und zurück blieb eine schwarze Fläche.

Wie bei der Madonna in der Kirche!

Jane Collins erwachte. Sie fuhr in die Höhe, sie spürte, wie ihr das Wasser am Körper herabließ. Der Traum hatte sie unwahrscheinlich stark mitgenommen. Die dünne Kleidung klebte auf der Haut. Mit offenstehendem Mund holte sie Luft. Kopfschmerzen quälten sie.

Jane stöhnte auf. Sie schlug die Hände vor ihr Gesicht, dachte über den Traum nach und brauchte eine gewisse Zeit, um ihn sich in Erinnerung zu holen.

Sie hatte die Kapelle, den kompakten Schatten und auch das Mädchen gesehen. Alles paßte zusammen, doch ihr gefiel nicht, was mit Elenor geschehen war.

Die andere Kraft hatte sie geholt. Das Böse, und sie hatte dabei ausgesehen wie die Madonna. Waren da nicht noch die kleinen dämonischen Gestalten gewesen, die um den Schatten mit ihren roten Glutaugen herumgetanzten waren?

Jane ließ die Hände sinken. Im Flur klangen Stimmen auf. Jemand fluchte. Dann wurde eine Tür zugeworfen. Der dabei entstehende Knall erschreckte die Detektivin.

Sie rieb ihre Augen. Noch immer steckte eine tiefe Müdigkeit in ihr. Gleichzeitig fühlte sie sich aufgekratzt. Wenn sie jetzt schlafen wollte, war das nicht mehr möglich.

Dabei hatte sie relativ lange gelegen, denn der neue Tag war bereits angebrochen.

Jane stand auf. Sie trat ans Fenster. Das Rechteck kam hervor wie ein unheimlicher Eingang, der zu einem tiefen Tunnel führte. Sie fürchtete sich vor ihm, öffnete ihn trotzdem und schob die Gardine zur Seite, um besser nach draußen sehen zu können.

Die Dunkelheit lag wie wabernder Teer über dem Ort. Jane Collins

empfangen es als schlimm. Das hier war eine Nacht zum Fürchten.

Die Dunkelheit kam ihr in Glenfield noch intensiver und bedrückender vor. Sie ließ nur das Böse durch und saugte alles andere auf. Selbst das normale Licht der Straßenlaternen kam Jane anders vor. Nicht mehr so hell, sondern schon düster und gefährlich.

Eine Dunkelheit, die dem Bösen gut als Versteck dienen konnte. Hier hatte es seinen Schutz gefunden. In dieser Finsternis entstanden Mordpläne, sie gab dem Bösen Schutz, sie war ideal für schreckliche Gedanken und ebensolche Taten.

Jane schauderte.

Das Hotel befand sich vom Haus der Familie Hopkins ziemlich weit entfernt. Auch wenn sie sich aus dem Fenster beugte, konnte sie es nicht sehen. Sie schaute in einen breiten Hof. In der Nacht fiel nicht auf, wie unaufgeräumt dieses Gelände war. Dort stapelten sich zahlreiche Kisten und Kartons.

Die Einfahrt gegenüber war breit genug, um auch größere Lkws passieren zu lassen, wenn sie Nachschub für das Haus brachten.

Jane dreht sich wieder um.

Sie konnte nicht mehr in die Finsternis starren. Die Vorhänge zog sie nur nachlässig zu, bevor sie ins Bad ging, das Wasser laufenließ und dann einige Schlucke trank.

Sie schaute sich ihr Gesicht im Spiegel an und stellte fest, daß sie übermüdet aussah. Unter den Augen lagen Ringe, die Mundwinkel zuckten nervös. Hinter der Stirn spürte sie einen nicht geringen Druck.

An die Geräusche im Hotel hatte sie sich gewöhnt. Sie waren ihr sogar lieb, denn die Stille hätte sie einfach nicht länger ertragen können. Sie wäre zu bedrückend und schlimm gewesen.

Jane wußte aber auch, daß die Nacht noch lang werden konnte. Gerade die Morgenstunden zogen sich immer in die Länge, vor allen Dingen dann, wenn man nicht einschlafen konnte.

Jane ging wieder zurück in ihr Zimmer. Sie wollte eine Leuchte einschalten, und ihr Finger lag bereits auf dem Schalter, als der Blick auf das Fenster fiel.

Dort entdeckte sie eine Bewegung!

Jane blieb regungslos stehen. Sie verspürte nicht einmal Angst, auch ihr Herzschlag hatte sich nicht beschleunigt. Sie beobachtete nur, was sich dort am grauen Rechteck tat...

Ein Schatten, der keine natürliche Ursache haben konnte, bewegte sich vor der Scheibe. Jane wußte, wer dieser Schatten war, nur wollte sie es sich nicht eingestehen. Der Verstand weigerte sich, sie ballte die Hände zu Fäusten, aber sie blieb nicht stehen, sondern ging auf das Fenster zu.

Das war sie.

Das war Elenor!

Jane erstarrte. Es gab keinen Zweifel. Der Teenager mit den ungewöhnlichen Wunderkräften schwebte vor ihrem Fenster und schien um Einlaß zu bitten.

Jane tat nichts.

Ebenso reglos wie die Erscheinung blieb sie im Zimmer stehen, und Jane fragte sich, ob sie den Astralleib von Elenor Hopkins vor sich sah.

Sie zwinkerte.

Die erste Bewegung seit einigen Sekunden. Sie tat Jane gut, denn jetzt konnte sie endlich Luft holen und tief durchatmen. Die Person draußen lockte Jane irgendwie. Auch wenn sie gewollt hätte, es wäre ihr nicht gelungen, ihr zu entkommen. Der Teenager war einfach zu mächtig. Über Janes Rücken rannen Stromstöße. Sie konzentrierte sich auf das blasse Gesicht und konnte erkennen, wie es sich zu einem breiten Lächeln verzog.

Die Detektivin empfand es als feindlich und falsch. Dennoch mußte sie zugeben, daß von dieser schmalen Gestalt eine Kraft ausging, die stärker war als die eines Menschen. Es war eine geistige Aura, für die es keine Hindernisse gab. Weder Fenster noch Wände oder Mauern. Diese Kraft ließ sich nicht aufhalten. Sie drang wie ein Stachel immer weiter und erwischte den Körper der Detektivin.

Jane fürchtete sich.

Die Angst stieg langsam in ihr hoch. Ihre Lippen fingen an zu zittern. Überhaupt bebte ihr Körper bis in die Fingerspitzen. Etwas durchrieselte sie, und die Angst drückte sie immer weiter zusammen.

Sie kriegte Magenschmerzen, ihre Augen brannten, und dann nahm die Erscheinung den ersten Kontakt mit ihr auf.

Sie »sprach« mit Jane.

Worte hörte sie nicht. Alles spielte sich allein in ihrem Kopf ab.

»Ich weiß, wer du bist und was du vorhast, Fremde. Aber hüte dich. Überspann den Bogen nicht. Du hast mich gereizt, deshalb gebe ich dir den Ratschlag, schleunigst zu verschwinden. Noch hast du Zeit. Lauf weg, denn gegen die Macht der schwarzen Madonna kommst du nicht an. Sie ist einfach zu stark...«

Jane kam sich vor wie in einem Eisblock gefangen. Sie hatte alles sehr genau gehört, und sie hütete sich auch davor, die Warnung zu unterschätzen. Auf der anderen Seite jedoch war sie nicht gekommen, um sich ins Bockshorn jagen zu lassen. Sie würde gegen diese fremde Macht ankämpfen, denn das hatte sie immer getan.

Jane Collins überwand die innerliche Sperre. Sie wunderte sich, wie leicht es ihr fiel, voranzugehen.

Den Blick auf das Fenster gerichtet, schritt sie der Erscheinung entgegen. Dabei sah sie furchtlos aus, obwohl sie innerlich zitterte. Aber es gab keine andere Möglichkeit, sie mußte hin.

Ihre Schritte kratzten über den rauhen Teppichboden. Sie spürte das Brennen in den Augen, aber sie merkte nicht, daß sie von irgendwelchen Stimmen erreicht wurde. Es blieb alles ruhig, es blieb so bedrückend, und Jane stoppte ihre Schritte erst, als sie den Vorhang bereits anfassen konnte.

Sie ließ es bleiben, wartete, bekam mit, daß sich die Erscheinung zurückzog. Dabei war es der Detektivin unmöglich, eine Entfernung abzuschätzen. Elenor konnte dicht vor der Scheibe schweben, sie konnte auch auf der anderen Straßenseite sein. Hier rückte einiges zusammen, da waren die Distanzen plötzlich nicht mehr meßbar geworden.

Was tun?

Jane überwand sich selbst, als sie den Arm ausstreckte. Die Finger umfaßten den kühlen Fenstergriff. Sie mußte ihn zur Seite heben, um das Fenster zu öffnen.

Das tat sie.

Kalt wehte es in den Raum. Aber es war eine andere Kälte. Sie erwischte Janes Gesicht und kam ihr klebrig vor, als hätte sich eisiger Ruß auf ihrer Haut festgesetzt.

Jane schüttelte sich, fror von innen und auch von außen. Aber sie machte weiter, beugte sich hinaus und mußte mit ansehen, wie sich die Erscheinung zurückzog.

Sie war sehr blaß geworden, als wollte sie sich nicht mehr zeigen, wie sie tatsächlich war. Irgendwo im Hintergrund war sie noch einmal zu sehen, dann nicht mehr.

Durch den weit geöffneten Mund atmete Jane die Nachtluft ein. Eine Gänsehaut lag auf ihrem Oberkörper. Erst jetzt kam ihr zu Bewußtsein, daß dies kein Wetter war, bei dem man sich draußen aufhielt. Sie zog sich zurück und schloß das Fenster.

Mit müden Schritten ging sie auf das Bett zu, ließ sich dort nieder und dachte über die Begegnung nach, wobei sie sich fragte, ob sie diese Begegnung nur geträumt oder ob sie tatsächlich stattgefunden hatte. Was war Realität, was hatte sie sich eingebildet?

Jane konnte keine Antwort geben, weil alles zu schwierig geworden war. Etwas drückte gegen ihren Kopf, und sie empfand die Gedanken wie Hammerschläge.

Es dauerte eine Weile, bis sie wieder normal nachdenken konnte. Da sah sie ein, daß sie genau richtig gehandelt hatte, als sie John Bescheid gegeben hatte. Allein konnte sie es nicht schaffen, denn diese ungewöhnliche Wunderheilerin fing damit an, eine ganze Stadt unter ihre Knute zu zwingen.

Jane dachte weiter. Wenn sie mit Glenfield anfang, würde es nicht lange dauern, bis sie auch andere Städte beherrschte. So etwas mußte auf jeden Fall vermieden werden, denn wer sich einer derartigen

Person in den Weg stellte, war verloren.

Sie fiel nach hinten. Plötzlich spürte sie die Müdigkeit wie eine Klammer. Zudem war sie nicht mehr in der Lage, einen klaren Gedanken zu fassen.

Schlaf war das beste Mittel.

Noch war sie ruhig.

Plötzlich aber geriet sie in einen heftigen Strudel. Alles drehte sich, alles kreiste, und Jane spürte, wie starke, unsichtbare Arme an ihrem Körper zerrten und sie mit hineingezogen wurde in die tiefe Finsternis des traumlosen Schlafs.

Das also war Glenfield!

Suko und ich hatten auf einer kleinen Anhöhe gestoppt, weil wir dort einen guten Überblick hatten.

Mein Freund stieg aus.

Es war kalt geworden. Der Wind wehte böig aus Nordwest. Die Temperatur lag bei 10 Grad und über den Himmel jagten düstere Wolken.

Ebenso düster war die Stadt. Grau in grau, manchmal nur durch einen helleren Farbkleck unterbrochen. Es gab Industrie, gab Wohnsilos, hohe Backsteinbauten oder andere Häuser, deren Wohnungen im Schnellverfahren hochgezogen worden waren. Obwohl Glenfield inmitten einer sehr schönen südenglischen Landschaft lag, war dies kein Ort, um Urlaub zu machen. Dazu fehlte vieles, denn Glenfield wirkte, zumindest auf uns, in diesen Morgenstunden abweisend.

Eine kleine Stadt, die man vergessen konnte, an der man einfach vorbeifuhr.

Nicht an diesem. Tag!

Heute war alles anders. Heute sollte Glenfield das große Wunder erleben. Heute war der Ort *der* Hoffnungsträger überhaupt, denn hier lebte das Mädchen, dessen Taten sich bereits herumgesprochen hatten. Schon zu dieser frühen Morgenstunde herrschte immens viel Betrieb. Suko hatte den BMW am Straßenrand abgestellt. Dabei war er fast bis in den Graben gefahren, denn nur so konnte uns die Schlange der Fahrzeuge passieren, die einfach nicht abreißen wollte.

Wir standen neben dem Auto und schüttelten die Köpfe. Nicht nur Personenwagen rollten auf Glenfield zu, sondern auch Kleinbusse, in denen mehrere Menschen saßen und darauf hofften, von ihren Leiden befreit zu werden.

Wir sahen auch Rollstühle in den Fahrzeugen und konzentrierten uns auf die Gesichter der Menschen. In denen der Kranken schimmerte Hoffnung, die anderen sahen verbissen aus, aber der Ort selbst war

bereit, den Strom der Touristen aufzunehmen.

Vor Glenfield waren Parkplätze errichtet worden. Wer laufen wollte und konnte, durfte seinen Wagen hier abstellen. Andenkenbuden und Informationsstände gab es bereits hier. Selbst dort lauerten Reporter, um Fragen zu stellen.

Suko schüttelte den Kopf. »Verdammt, John, damit hätte ich nie und nimmer gerechnet.«

»Ich auch nicht.«

Der Inspektor schaute einem blau gespritzten Kleinbus mit Kranken nach. »Verstehst du das alles? Was treibt die Menschen nur dazu, sich in die Hände dieses obskuren Mädchens zu begeben? Ich komme da nicht mit, ehrlich gesagt.«

»Ich ebenfalls nicht. Doch ich kann mir vorstellen, daß sie verzweifelt sind. Sie haben wahnsinnig unter ihrer Krankheit gelitten. Sie waren bestimmt schon bei zahlreichen Ärzten und haben dort immer nur Absagen erhalten. Elenor Hopkins ist für diese Menschen wirklich der letzte Rettungsanker.«

Suko schaute mich an. »Ist er das tatsächlich?«

Ich hob die Schultern.

»Sie glauben es, John. Ja, sie glauben es.«

»Und der Glaube versetzt Berge.«

»Klar. Wie steht die Kirche dazu?«

»Leider hatte ich noch keine Zeit, darüber Informationen zu sammeln«, sagte ich. »Ich kann mir aber vorstellen, daß sie noch nicht von einem Wunder spricht.«

»Das denke ich auch. Für mich ist es Magie, John. Eine verflucht gefährliche Magie. Es ist der falsche Weg, den diese Menschen gehen, obwohl einige von ihnen ja geheilt wurden, wie wir aus verschiedenen Zeugenaussagen wissen.«

»Sicher, Suko. Man gibt ihnen Zucker. Man teilt es ihnen portionsweise zu, um dann um so sicherer zuschlagen zu können. Das dicke Ende wird noch kommen.«

»Und was ist das, bitte sehr?«

»Das werden wir herausfinden.« Ich schaute den Weg zurück, wo die Schlange der Fahrzeuge nicht abreißen wollte. »Komm, laß uns fahren, bevor es hier noch dichter wird und wir keinen Parkplatz mehr finden.« Ich stieg als erster ein, und Suko setzte sich hinter das Lenkrad. Es dauerte etwas, bis sich jemand fand, der uns in die Schlange hineinließ. Die Menschen konnten es kaum erwarten, an den Ort des Geschehens zu gelangen. Jeder Kranke hoffte darauf, daß gerade er von seinem Schicksal befreit wurde.

Manche Menschen winkten mit ihren Krücken aus den Autofenstern. Sie hofften darauf, sie noch am heutigen Tage wegwerfen zu können. Wahrscheinlich wurden sie enttäuscht.

Als ich diese Szenen sah, überkamen mich Wut und Depression zugleich. Ich ballte die Hände zu Fäusten und dachte dann daran, daß ich Sir James versprochen hatte, ihn über meine ersten Eindrücke zu informieren.

Er hatte schon auf den Anruf gewartet und meinte sofort: »Eigentlich müßten Sie schon am Ziel sein.«

»Sind wir auch, Sir.«

»Und?«

»Es ist unglaublich.« Er erhielt von mir einen Situationsbericht, der ihm die Sprache verschlug.

»So ist es tatsächlich, Sir.«

»Unglaublich.«

»Sicher.«

»Haben Sie mit dem einen oder anderen sprechen können, John?«

»Nein, Sir, das haben wir leider nicht. Oder noch nicht. Aber es wird sich ändern, verlassen Sie sich darauf.«

»Sie rufen wieder an?«

»Natürlich.«

»Und Sie werden sich dem Haus nähern und versuchen, mit dieser Person zu reden.«

»Darauf können Sie sich verlassen, Sir. Nur sollten wir uns keine zu großen Hoffnungen machen, daß wir sehr schnell an das Haus herankommen. Ich rechne damit, daß es umlagert und auch abgesperrt sein wird.«

»Die Barrieren schaffen Sie doch.«

»Ich will es hoffen.«

»Gut, dann höre ich wieder von Ihnen.«

Als ich auflegte, schaute ich Suko an. Der gab den Blick zurück und hatte die Augenbrauen hochgezogen. Er wies nach vorn. »Schau dir das mal an.«

Wir kamen nicht mehr weiter. Die Parkplätze lagen vor uns. Es waren auch Wächter eingeteilt, die die Fahrzeugschlangen lenkten. Ihre ärmellosen Westen leuchteten in gelbroten Signalfarben. Die Wächter kassierten auch Gebühren, doch die meisten Fahrer wollten in den Ort hinein, das wurde ihnen verwehrt.

Wer gerade noch laufen konnte, mußte sich auf die gecharterten Busse verlassen, die im Pendelverkehr zwischen den Parkplätzen und Glenfield hin- und herfuhren.

»Das ist nicht zu fassen«, flüsterte ich und schüttelte den Kopf. »Dabei habe ich damit gerechnet, daß ich nichts Neues mehr erleben würde. Doch das ist einmalig.«

Suko schwieg. Es dauerte noch knapp eine Minute, bis einer der Wächter an unseren Wagen herantrat. Er beugte sich herab, als die Scheibe nach unten surrte.

»Nehmen Sie die rechte Seite und...«

»Nein«, sagte Suko. »Wir müssen in den Ort.«

Der Mann grinste zuerst, dann wurde er wütend. »Hören Sie. Es ist nur für...«

Suko hielt ihm den Ausweis entgegen. »Wir sind dienstlich hier, haben Sie verstanden?«

Der Wächter wußte nicht, wie er uns einstufen sollte. Erst als Suko von Scotland Yard sprach, wurde er weich, nickte und gab uns den Weg frei. »Himmel, der hält sich ja für den Herrgott persönlich.«

Ich nickte.

Suko fuhr jetzt schneller. Wir rollten an einem nicht eben ansehnlichen Industriekomplex vorbei, aber die sonst übliche Leere in diesem Gebiet war nicht mehr vorhanden.

Nicht nur Busse waren unterwegs zu einem bestimmten Ziel, sondern auch zahlreiche Fußgänger.

Viele Menschen schoben ihre Verwandten, Bekannte oder Freunde in Rollstühlen vor sich her, und es war für uns deprimierend, dies mit ansehen zu müssen.

Ich schüttelte den Kopf. »Allein diesen Leuten Hoffnungen zu machen, finde ich schon schlimm.«

»Warte mal ab.«

»Ja, okay, der eine oder andere wird geheilt, aber das ist noch kein Wunder.«

»Sag mir lieber, wo ich das Hotel finde.«

Das wußte ich auch nicht, deshalb bat ich Suko, anzuhalten. Ich stieg aus und trat an einen schmalen Kiosk heran, wo Kitsch und Andenken verkauft wurden.

Der Verkäufer war böse, daß ich ihm nichts abkaufte. Er wollte mir keine Antwort geben. Erst als ich ihm den Ausweis zeigte, wurde er etwas gesprächiger.

Mit brummigen Worten erklärte er mir den Weg. Ich bedankte mich höflich und stieg wieder ein.

»Alles klar?«

»Ja, ich sage dir Bescheid.«

Suko startete. Wir mußten dieses kleine Industrieviertel durchfahren und in den Ortskern, der von einer Hauptstraße in zwei Hälften geschnitten wurde.

Der Betrieb blieb. Allerdings verlagerte er sich in eine Richtung, in die auch die Busse fuhren. Von uns aus gesehen, war es die linke Seite des Ortes. Wir aber mußten nach rechts, wenn wir das Hotel und damit Jane Collins erreichen wollten.

Suko zögerte noch. Es drängte ihn, zum Haus der Familie Hopkins zu fahren, ich aber war dagegen.

»Die laufen uns nicht weg, Alter. Wir haben Jane versprochen, bei ihr

zu erscheinen. Mittlerweile wird sie ja mit dem Frühstück fertig sein.«

»Klar, das hoffe ich.«

An einer Kreuzung stoppten wir kurz. Suko bog ab in die breite Straße. Die Häuser waren nicht besonders hoch, deshalb war es für uns relativ einfach, auch aus dieser Perspektive über die Dächer hinwegzuschauen.

Die Rauchwolke sahen wir zugleich. Es brannte!

Bevor einer von uns einen Kommentar abgeben konnte, hörten wir schon das so typische Jaulen der Sirenen.

»Gib Gas, Suko!«

»Zum Brandherd?«

»Ja!« preßte ich hervor. »Ich werde das Gefühl nicht los, daß hier ein bestimmtes Gebäude in Glenfield brennt.«

Suko hatte sofort geschaltet. »Das Hotel?«

Ich nickte und war bleich geworden, denn ich dachte natürlich an Jane Collins...

Es waren Stunden gewesen, in denen Jane zwar geschlafen hatte, sich aber nicht erholt hatte, als hätte sie wach gelegen. Wie gerädert war sie aus dem Bett gestiegen, und zwar sehr früh, denn sie wußte, daß auch ihre Freunde zeitig eintreffen würden. Sie hatte geduscht, sich angezogen und fühlte sich noch immer wie eine Person, deren Blut gegen flüssiges Metall ausgetauscht worden war.

Zwar gab es schon Frühstück, sie wollte trotzdem erst schauen, wie es draußen aussah.

Im Hinterhof hatte sich nichts verändert. Das Wetter war besser geworden, zumindest regnete es nicht. Und besonders warm war es auch nicht.

Das alles störte sie nicht. Jane war nur von dem Betrieb überrascht, der auf einer der Hauptstraßen herrschte, die sie von ihrem Fenster aus einsehen konnte.

Heute war ja der Tag der Wallfahrt. Allerdings hätte sie nicht gedacht, daß der Betrieb schon so früh einsetzen würde. Bereits jetzt strömten die Massen der Kranken und Hoffenden nach Glenfield, um der Wunderheilerin zu folgen.

Nachdenklich wandte sie sich ab. Der Druck war geblieben, auch die Erinnerung an die Begegnung in der letzten Nacht kehrte zurück. Jane wußte, daß dies nur der erste Eindruck gewesen war. Und sie hatte auch nicht die Warnung vergessen.

Elenor Hopkins hatte es auf sie abgesehen. Auf sie allein, trotz der zahlreichen Besucher, die zu ihr strömten, und davor fürchtete sie sich. Sie dachte auch an das Schicksal des Reporters Hal. Wenn eben möglich, wollte sie dem entgehen.

Hunger verspürte sie keinen. Dennoch wollte sie hinunter in den Frühstücksraum, wo auch die anderen Gäste saßen, falls sie sich noch nicht auf den Weg gemacht hatten. Möglicherweise konnte sie dort gewisse Neuigkeiten erfahren.

Jane streifte die rehbraune Jacke über, fuhr noch einmal durch ihre Haare und verließ das Zimmer.

Im Flur war es ruhiger als in der Nacht. Zwei Zimmermädchen standen zusammen und flüsterten.

Ihr Kichern hallte Jane entgegen. Die beiden verstummten auch nicht, als die Detektivin an ihnen vorbeiging. Sie nahm nicht den Lift, sondern das Treppenhaus, um nach unten zu gehen. Es roch muffig, viel besser war der Geruch in der Halle auch nicht, nur im Frühstücksraum roch es nach Kaffee.

Hier wurde auch am Abend gegessen. Der Raum sah aus wie die Halle in einem Bahnhof. Ziemlich unpersönlich eingerichtet. Die Vierertische standen in Dreierreihen und Jane hatte das Glück, einen am Fenster zu bekommen. Viele Gäste hatten schon das Frühstück in sich hineingeschlungen. Ein kleines Büfett war aufgebaut und beinahe schon geplündert worden. Jane suchte sich einige Reste zusammen. Aus der Küche hörte sie Geschrei. Jemand wollte Nachschub haben.

Sie häufte Rührei auf den Teller, bestellte bei einem schwitzenden Kellner Kaffee und war froh, daß er so schnell gebracht wurde.

Allerdings schmeckte er nicht besonders. Sehr schwarz und bitter, als hätte sich Säure in den Bohnen befunden. Sie trank ihn mit kleinen Schlucken und schaute nach draußen, wo die normale Straße vorbeilief. Vor dem Hotel hatten sich die Leute der schreibenden Zunft eingefunden. Sie standen dort zusammen, diskutierten lautstark und wiesen immer wieder in eine bestimmte Richtung, nämlich dorthin, wo das Haus der Familie Hopkins lag. Das war ihr aller Ziel.

Ihre Wagen standen ebenfalls in der Nähe. Zu mehreren Personen kletterten sie in die Fahrzeuge und fuhren ab.

Jane blieb noch sitzen. Obwohl es sie drängte, würde sie so lange warten, bis John und Suko eintrafen. Sie waren hier verabredet, und Jane sah keinen Grund, den Termin nicht einzuhalten.

Sie aß ihr Ei, salzte es noch nach, aber der Geschmack wurde kaum besser. Ein Helfer trug frische Toastscheiben zum Büfett. Jane holte sich zwei, nahm auch noch Marmelade mit.

Es kamen nicht viele Gäste. Die meisten hatten schon gegessen und waren unterwegs, um nur nichts zu versäumen. Vor dem Eingang stand eine Frau, die in ein Mikro sprach. Ihr Statement konnte nicht besonders sein, denn hier tat sich nichts.

Jane hielt immer wieder nach einem Rover oder dunklen BMW Ausschau, vergeblich. Dann hörte sie einer Unterhaltung am Nebentisch zu. Dort hockten zwei Reporter und redeten über den

Betrieb im Ort.

»Sie haben alles abgesperrt. Ich war kurz vor Sonnenaufgang dort.«

»Das ist Wahnsinn! So viel war hier noch nie los.«

»Glaubst du denn daran?«

»Ich glaube nur an das, was ich auch schreibe.«

Der andere lachte. »Dann kannst du dich gleich einsargen lassen oder in Pension gehen.«

»Willst du mich beleidigen?«

»Nein.«

»Hörte sich aber so an.«

»Sorry.«

»Außerdem schreibst du auch nicht besser, Tim.«

Bevor das Gespräch in einen persönlichen Streit ausarten konnte, schaltete Jane ihre Ohren auf Durchzug. Sie kümmerte sich um den Rest ihres Rühreis. Das Zeug war kalt geworden, schmeckte stockig, so daß sie den Teller zur Seite schob.

Es würde ein trüber Tag werden, falls nicht ein Wunder geschah. Der Himmel sah wieder schiefergrau aus mit nur wenigen hellen Abschnitten. Die Wolken türmten sich. Der Wind spielte mit ihnen.

Sie segelten in östliche Richtung, und Jane konnte nur hoffen, daß sie ihren Regen woanders abließen.

Es war gleich Acht. Noch immer sah sie nichts von John und seinem Freund Suko.

Die beiden hinter ihr standen auf und verließen mit hastigen Schritten den Raum. Sie warfen Jane nicht einmal einen Blick zu. Die Gegend um das Hotel herum war ziemlich leer, aber um das bestimmte Haus herum würde es anders aussehen, das stand fest.

Wieder schaute Jane aus dem Fenster. Das Pflaster wirkte trübe und aschig. Die beiden Blumenkübel links und rechts des Eingangs hätte man ruhig wegräumen können. Sie machten den Bau auch nicht schöner.

Auf einmal erstarrte sie!

Es war ein Reflex, der sie so handeln ließ, denn Jane Collins hatte etwas gesehen.

Auf dem breiten Gehsteig und nicht weit vom Hoteleingang entfernt stand eine Gestalt.

Rotblondes Haar, ein zu enger Mantel, ein blasses Gesicht, so sah nur eine aus: Elenor!

Die Starre der Detektivin dauerte nicht lange. Plötzlich schoß Jane hoch. Fast wäre noch der Stuhl umgekippt. Sie drückte sich am Tisch vorbei und eilte dem Ausgang entgegen. Das war die Chance für sie. Was alle Reporter gerngehabt hätten, wurde ihr praktisch in die Arme getrieben. Die Wunderheilerin war da.

Jane hastete nach draußen. Sie blieb stehen, als hätte man eine

Mauer aufgebaut.

Keine Spur mehr von Elenor!

Jane schluckte den Fluch nicht ganz herunter. Sie schaute sich um. Auf dem Gehsteig war Elenor nicht zu sehen. Sie hatte sich aufgelöst, war zu Luft geworden, zu einem Geist - oder...?

Jane überlegte.

War sie in das Hotel gegangen? Nein, das konnte nicht sein, sonst wäre sie ihr begegnet. Sie mußte also woanders hin verschwunden sein, und das gefiel ihr gar nicht.

Nicht, daß sie sich gefühlt hätte wie jemand, der in einer Falle steckt, weit aber war sie davon nicht entfernt. Es konnte durchaus sein, daß Elenor ihre wegen gekommen war, denn die nächtliche Warnung hatte sie nicht vergessen.

Plötzlich fröstelte sie. Sie dachte nach. Es war ganz natürlich, daß sich Elenor ihr zeigte, wo sie allein war und ohne Hilfe. Da hatte sie leichtes Spiel mit ihr, denn gegen John und Suko zu kämpfen, wäre schwer gewesen.

Aber warum hatte sie sich ihr gezeigt? Welche Pläne verfolgte dieser ungewöhnliche Teenager?

Jane kehrte in das Hotel zurück. Sie war tief in Gedanken versunken, und sie konnte nicht eben behaupten, daß diese zu den positiven gehörten.

Ihr Gedeck war schon abgeräumt. Sie bestellte noch einmal eine Portion Kaffee und beschloß, die Augen offenzuhalten. Jane wurde den Eindruck nicht los, daß sich hier etwas anbahnte, doch was?

Sie saß ziemlich günstig, denn einen Großteil des Raumes konnte sie überblicken.

Der Kaffee wurde ihr gebracht. Als der junge Mann das Gedeck hinstellte, spielte Jane mit dem Gedanken, ihn nach Elenor zu fragen, ließ es dann bleiben, weil sie ihn nicht beunruhigen wollte.

Eingebildet hatte sie sich die Gestalt bestimmt nicht.

Die Detektivin strich über ihre Stirn hinweg, auf der ein dünner Schweißfilm lag. Sie schüttelte einige Male den Kopf, als könnte sie selbst nicht begreifen, was dort geschehen war.

Der Kaffee schmeckte auch nicht besser, er lenkte sie zumindest ab. Sie war jetzt der einzige Gast im Raum, der ihr deshalb noch trister vorkam. Auf zahlreichen Tischen stand noch das Geschirr, und aus der Küche hörte sie die Stimmen des Personals, untermalt von harter Rockmusik aus dem Radio, die plötzlich verstummte, weil die Musik wechselte. Auf einmal klang sie melodiös beinahe esoterisch, und Jane hörte die weiche Stimme eines Sprechers, der seinen Hörern ankündigte, daß er sich aus Glenfield meldete, dem heutigen Zentrum der Welt.

Das war zwar leicht übertrieben, aber trotzdem interessant. Auch für

die Menschen in der Küche, denn sie stellten das Radio lauter, was Jane Collins sehr recht war.

Sie hörte zu.

Der Sprecher erklärte, wo er sich befand. In Sichtweite des Hopkinschen Hauses stand er, umgeben von einer Menschenmenge. Die meisten warteten darauf, daß sich das Mädchen am Fenster zeigte, um anschließend das Haus zu verlassen. Sie hofften, daß es sich in den Garten begab, wo es die ersten Wunderheilungen durchführen wollte.

Soweit berichtete der Sprecher indirekt. Dann kam er zum Kern der Sache. Er wollte Stimmen einfangen, vor allem Dingen Stimmen von Kranken. Als Jane die Antworten der Menschen hörte, ballte sie vor Wut die Hände. Es waren arme Kreaturen, die sich hier an eine Strohalm klammerten, ohne genau zu wissen, ob er auch hielt. Er war dünn und brüchig, und sie würden bald schwere Enttäuschungen erleben. Am liebsten wäre Jane zu ihnen gelaufen, um ihnen zu erklären, daß sie sich grundlos Hoffnungen machten. Daß sie in den Kreislauf des Bösen hineingeraten würden, wenn sie zu sehr auf das Mädchen vertrauten.

Jane tat es nicht und blieb sitzen.

Schwer atmete sie ein und aus. Manchmal schüttelte sie auch den Kopf, wenn die Antworten zu hoffnungsfroh klangen. Der Reporter ließ nicht locker. Er sprach mit Männern, Frauen und auch Kindern. Ein Mädchen hoffte, von seiner Querschnittslähmung befreit zu werden. Ein Junge litt an Leukämie, ein anderer hoffte, von der neuen Geißel der Menschheit - AIDS - befreit zu werden, und Jane konnte nicht anders. Sie mußte einfach den Kopf schütteln, denn dieses Vertrauen begriff sie nicht.

Sie trank ihren Kaffee, ohne ihn zu schmecken. Sie wußte nur, daß sie nicht bis zum Mittag hier warten wollte. Wenn John und Suko nicht kamen, würde sie sich allein auf den Weg machen, aber zuvor versuchen, sie anzurufen. Die Nummer des Autotelefons hatte sie im Kopf.

Am besten gleich.

Aus der Küche klang noch immer das Interview. Der Reporter führte es jetzt mit einem Pfarrer. Er wollte dessen Meinung hören, aber der Reverend wich aus. Er sah sich nicht in der Lage, Statements für die Kirche abzugeben. Er gab allerdings zu, als Beobachter vor Ort zu bleiben, um seinem Vorgesetzten Bericht erstatten zu können.

Damit gab sich der Reporter zufrieden. Er bat seine Hörer, am Lautsprecher zu bleiben, denn nach der nächsten Musik würde es weitergehen.

Jane hatte sich erhoben, als alles anders kam.

Es begann mit dem Schrei.

Er drang aus der Küche an ihre Ohren, und er hörte sich einfach

fürchterlich an.

Jane fuhr herum.

Die nächsten Schreie gellten auf.

Dann hörte sie die Detonation und das böse Fluchen, das dem Geräusch folgte.

Sie hetzte hin.

Die Flammenwand schoß ihr entgegen wie der tödliche Hauch aus der Hölle.

Sie kam keinen Schritt mehr weiter, denn die Hitze sengte ihr beinahe die Haut an.

Einen Augenblick später jagte die Feuersbrunst aus der Küche wie ein gewaltiger Höllensturm...

Was Jane Collins alles in den folgenden Sekunden durch den Kopf schoß, bekam sie nicht in die Reihe. Jedenfalls dachte sie an die Menschen, die im Zentrum des verdammten Feuers standen und denen sie nicht helfen konnte, weil ihr der Weg in die Küche durch die Flammenwand versperrt war, die nun nach neuer Nahrung gierte.

Ein Tier, ein Ungeheuer, ein wildes, mörderisches Etwas, daß mit seinen langen Flammenarmen nach Beute gierte. Es gab nichts, was dieses Feuer aufhalten konnte, und Jane Collins hatte einfach Glück gehabt, denn es war ihr gelungen, sich zu Boden zu werfen, einen Tisch umzuwerfen und dahinter in Deckung zu gehen.

So war sie dem direkten Zugriff der Flammen entflohen. Sie wußte natürlich, daß dies nicht so bleiben würde, denn ein Feuer ist gierig. Es nahm, was es kriegen konnte, und das Haus würde innerhalb kürzester Zeit bis auf die Grundmauern niederbrennen.

Trotz ihrer gefährlichen Lage dachte Jane darüber nach, wie es zu diesem Inferno überhaupt hatte kommen können. Es war eine Explosion oder eine Verpuffung gewesen. Gab es dafür einen Grund?

Sie glaubte nicht daran, denn die Flammen hatten ihrer Meinung nach eine andere Ursache.

Elenor!

Das Mädchen, die Wunderheilerin, die das Hotel so ungesehen betreten hatte.

Die Menschen warteten vor ihrem Haus. Verdammt, sie hatten sich geirrt, denn nun zeigte die Kleine ihr wahres Gesicht: eine Fratze des Todes und des Schreckens.

Die Hitze rollte in Wellen heran. Jane hörte das Fauchen und Knistern. Fetter Qualm trübte die gelbroten Flammen. In dicken Schwaden durchzogen sie den Raum, sie hüllten alles ein, sie waren furchtbar, sie fraßen sich weiter, sie gierten nach dem Holz der Tische und Stühle. Sie wischten über Tischdecken hinweg, und der das Feuer

begleitende Wind schleuderte sie als brennende Lappen in die Höhe.

Noch hielten die Scheiben, doch Jane wußte, daß sie sehr bald unter dem Druck der Flammen bersten würden. Damit würde der Durchzug das Feuer noch mehr entfachen und es auch in die höheren Etagen treiben.

Schlimm waren die Schreie der Menschen.

Jane konnte nicht feststellen, wo sie aufgelten, ob in der Küche oder in anderen Teilen des Gebäudes. Es war keine Sprinkleranlage vorhanden. Nichts konnte den Flammen Einhalt gebieten.

Jane hockte noch hinter der Tischplatte.

Sie mußte fliehen. Doch wohin?

Sie kniete auf dem Boden, hatte sich die Serviette vor ihren Mund gepreßt um die giftigen Gase herauszufiltern. Ein zum Scheitern verurteilter Versuch.

Die Glut fuhr an den Tischseiten vorbei, erwischte Haut, Haare, und Jane hatte das Gefühl, bei lebendigem Leib zu verbrennen. Längst trännten ihre Augen. Sie zitterte, sie keuchte, sie wälzte sich auf den Bauch und schaute um die rechte Tischecke herum.

Vor ihr waberte die Hölle.

Die langen Feuerfinger griffen überall hin, auch in die Richtung, wo der Ausgang lag.

Noch Sekunden, dann war auch dieser Weg versperrt. Jane mußte sich beeilen.

Sie wollte starten, da sah sie die Gestalt aus der Küche rennen. Es war nicht zu erkennen, ob es sich dabei um eine Frau oder einen Mann handelte. Ein Flammenvorhang hüllte die Gestalt ein, die durch letzte Reflexe auf den Beinen gehalten wurde, bevor sie zusammenbrach.

Auch Jane schrie, dann hustete sie. Einen Moment später startete sie in Richtung Ausgang. Sie suchte nach einer kleinen freien Fläche, in der noch kein Feuer waberte. Doch da war nichts. Sie mußte trotzdem raus.

Die Detektivin lief los. Sie glaubte, daß ihre Füße bei jedem Schritt kurz nur auf dem qualmenden Boden festklebten, wobei sich der Feuerteppich immer weiter ausbreitete und die mörderische Hitze auch an ihren Beinen entlangkroch.

Benommen von den giftigen Gasen taumelte sie weiter. Obwohl sie die Augen weit aufgerissen hatte, nahm ihr der schwarze Rauch die Sicht. Sie taumelte blind voran.

Dann hörte sie die Explosionen. Es hatte ja so kommen müssen. Den Scheiben war es nicht mehr gelungen, dem Druck der Feuersbrunst standzuhalten.

Sie explodierten in einem wahren Höllengetöse, als hätte der Satan persönlich gelacht. Die flüchtende Jane Collins hatte dabei das Gefühl,

als wäre die Zeit eingefroren. Sie glaubte nicht mehr daran, von der Stelle zu kommen. Sie sah alles nur durch einen wabernden Vorhang und stolperte ins Ungewisse. Vor ihr schmolz eine Glastür.

Feuer überall. In der Hotellobby, in den Gängen. Wie kam sie raus?

Daran konnte sie noch denken, an sonst nichts mehr. Jane mußte sich nach links wenden und wuchtete ihren Körper herum.

Ein heißer Hauch erwischte sie im Rücken. Er traf sie wie ein Schlag. Jane wurde nach vorn katapultiert und dem qualmenden Boden entgegen. Sie konnte sich gerade noch abfangen. Es kam ihr vor, als würde sie in einen Nebel eintauchen. Sie dachte an ihre beiden Freunde, die sie nie mehr Wiedersehen würde; bekam plötzlich Luft, weil die Eingangstür des Hotels durch den Druck aufflog und ihr der Windzug die Decke vom Körper schleuderte, die sie sich hinter dem Tisch umgelegt hatte.

Luft - Luft!

Sie keuchte, sie saugte sie ein, sie fühlte sich für einen Moment besser, und dann fiel sie trotzdem hin. Jane Collins war ein Mensch und keine Maschine. Auch ihre Kräfte waren irgendwann erschöpft.

Den Fall erlebte sie wie in einem Zeitlupentempo und merkte sogar, wie sie die Arme ausstreckte, als wollte sie von einem Startblock ins Wasser springen. Sie spürte den Aufprall, sie rutschte vor, sie konnte noch immer atmen, denn die kalte Luft wehte ihr entgegen, weil sie dicht vor dem Feuer und auch vor dem Eingang lag.

Jane Collins wußte, daß ihr nur mehr Sekunden blieben, bis das Feuer sie erreichte.

Und dann...

Ja, dann sah sie die Gestalt und glaubte zu träumen...

John Sinclair oder Suko waren es nicht, also keine Hoffnungsträger, die sie aus der Hölle hätten befreien können. Es war eine andere Person, und mit der hätte sie nie im Leben gerechnet.

Elenor Hopkins.

Sie stand auf der Schwelle der zerstörten Hoteltür und war wie ein Geist erschienen. Auch jetzt wirkte sie wie ein Fremdkörper. Das würde sich wohl nie ändern. Dabei spielte sie keine Rolle, wo sich die Person genau aufhielt.

Jane Collins konnte schauen, sie sah alles, und auch ihr Wahrnehmungsvermögen hatte nicht gelitten. Ihr kam es so vor, als hätte es das Feuer nicht gegeben.

Elenor schaute sie nicht an.

Sie ging einfach weiter. Auf ihrem Gesicht lag ein Lächeln, in den Augen stand ein seltsamer Ausdruck, der Jane Collins vorkam wie ein stummer Befehl.

Und das Mädchen dachte überhaupt nicht daran, seine Schritte zu stoppen. Es ließ sich nicht beirren und passierte Jane Collins so dicht an der rechten Seite, daß ein Fuß fast auf ihren Handrücken getreten wäre.

Dann sah Jane sie nicht mehr. Aber sie wollte wissen, was mit ihr geschehen war. Auch eine Person wie Elenor konnte nicht gegen einen derartigen Feuersturm ankämpfen. Sie mußte verbrennen, sie mußte...

Jane drehte sich auf dem Boden liegend um, weil sie einfach sehen mußte, was geschah.

Elenor war weitergegangen, und sie hatte sich nicht gescheut, in die Flammenhölle hineinzugehen.

Schmal, schwächlig, umtost von der mörderischen Hitze, die ihr nichts ausmachte.

Sie blieb stehen.

Sie drehte sich um.

Jetzt konnte Jane direkt in ihr Gesicht schauen.

Nein, das war nicht mehr Elenors Gesicht, das war ein anderes, ein geschwärztes.

Das Gesicht der schwarzen Madonna!

»Gas, Gas!« Ich schrie Suko an, denn wir beide wußten jetzt, daß es das Hotel war, das in hellen Flammen stand. Wir waren in die breite Straße eingebogen, und der dichte Rauch wälzte sich noch immer dem wolkenbedeckten Himmel entgegen.

Menschen rannten über die Gehsteige. Sie schrieten nach der Feuerwehr.

Es war schlimm.

Der Qualm trieb über die Straße. Er beeinträchtigte die Sicht. Suko mußte bremsen, aber auch deshalb, weil an der rechten Seite bereits die Hotelfassade auftauchte.

Mir blieb beinahe das Herz stehen, als ich die langen Flammenarme sah, die aus den zerstörten Fenstern schlugen und nach Beute suchten. Das Hotel hatte sich in eine Hölle verwandelt, aus der niemand mehr entkommen konnte.

Ein Grab für Jane? Suko bremste.

Ich hatte längst den Sicherheitsgurt gelöst. Noch bevor der Wagen stand, hatte ich ihn verlassen, hetzte durch den fettigen Rauch auf den Hoteleingang zu und spürte, wie mein Herz raste.

Jane Collins!

Wenn sie im Hotel war und im Frühstücksraum auf uns gewartet hatte, würde ich sie höchstens als verkohlte Leiche finden...

ENDE des ersten Teils